

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Jugenderinnerungen**

**Devrient, Therese**

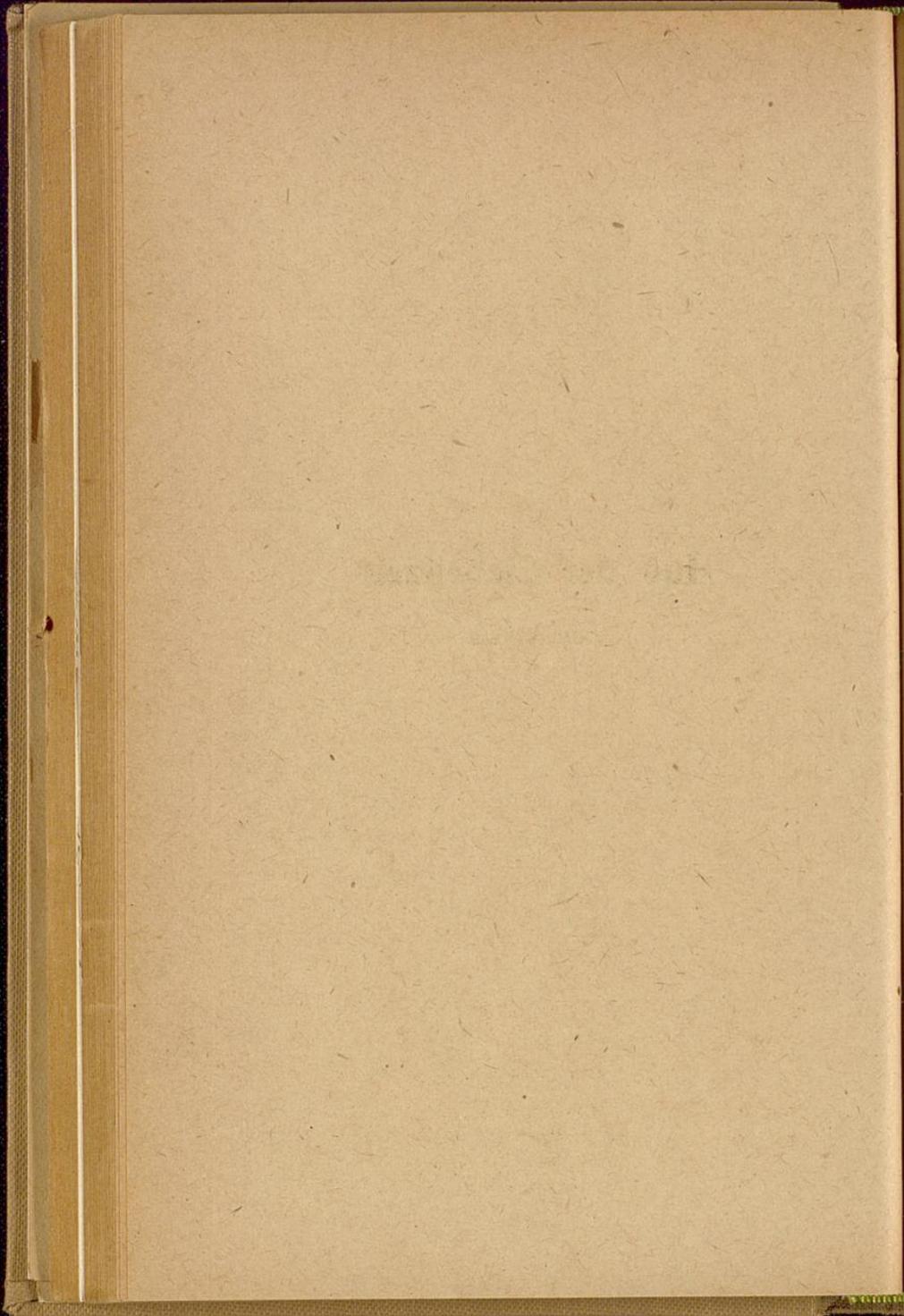
**Stuttgart, [1908]**

Aus der Liebeszeit (1819-1824)

[urn:nbn:de:bsz:31-37763](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-37763)

Haus der Liebeszeit

(1819—1824)



## Berlin

(1819—1824)

Am Abend eines kalten, trüben Oktobertages erreichten wir Berlin, den Ort meiner Sehnsucht und Wünsche. Ungastlich und kalt sahen die hohen Häuser auf uns nieder, als wir durch die unendlich langen Straßen fuhren. Gleichgültige, verdrießliche Gesichter gingen an uns vorüber, und es wurde mir bang und fremd in der Heimat zumute. Vor sechs Monaten hatten wir dieselben Straßen passiert; wer es mir damals gesagt hätte, daß unsere Rückkehr so freudlos sein würde!

Vor dem Hause, in welchem Ludwig für uns Zimmer bestellt hatte, hielten wir fröstelnd und verstimmt. Eine ältliche Person hatte die Aufsicht und Bedienung des Hauses. Sie war grob und so beschäftigt, daß es uns erst nach vielen vergeblichen Versuchen gelang, etwas kochendes Wasser zum Tee und Brot und Butter zu bekommen.

„Wie unbehaglich ist es hier,“ sagte Mutter. „Ach Gott! wie sollen wir hier leben?“ seufzte Mine.

Schweigend gingen wir durch die kleinen Stübchen und blieben gerührt vor dem Klavier stehen, das Ludwigs Liebe für uns besorgt hatte. Wir legten uns bald sorgenvoll und bekümmert nieder. Am andern Morgen versuchten wir, uns ein wenig angenehmer einzurichten.

Aber es war nicht viel zu tun, da die Wohnung nur mit dem Allernotdürftigsten versehen war. Daß wir keine Küche hatten, machte überdies den Aufenthalt in diesem Hause noch unbehaglicher und sehr teuer.

Wie schmerzlich fühlten wir den Abstand zwischen jetzt und einst! Wir hatten uns eingebildet, ganz gleichgültig gegen diese äußerlichen Vorzüge zu sein, ja, ich hatte mich sogar auf die Einschränkung gefreut. Jetzt lernte ich den Reiz des Luxus erst kennen und schätzen, da ich ihn verloren hatte.

Mine hatte sich früh angekleidet, um in die Stadt zu gehen. In einer Galanteriehandlung, wo wir früher manches gekauft hatten, hoffte sie Arbeit zu finden. Zum erstenmal in ihrem Leben wollte sie die Hilfe Fremder in Anspruch nehmen. Es war ein schwerer Gang, aber sie machte ihn mit Freudigkeit und ohne Scheu. Ihre innige Liebe zu uns ließ sie alle Bedenken leicht überwinden.

„Hier ist Arbeit für uns alle, was brauchen wir mehr,“ rief sie schon im Eintreten, als sie mittags nach Hause kam. Ihr Gesicht glänzte vor Heiterkeit und Freude, und auch wir sprangen jauchzend zu dem Tisch, auf welchem sie Seide, Muster, Gaze und viele Materialien zu weiblichen Arbeiten ausgebreitet hatte. Kaum war eine Stunde vergangen, so saßen Mine und Lore schon an dem einen Fenster mit Häckeln von Börsen, beschäftigt, ich saß an dem andern und spannte Silbergaze zu Tragbändern in einen Rahmen, um eine breite Blumenguirlande darauf zu sticken.

Wir hatten einigen Freunden, auf Mutters ausdrücklichen Wunsch auch Eduard, unsere Ankunft ange-

zeigt und mit hochklopfendem Herzen horchte ich auf jedes Geräusch, das sich draußen hören ließ. Ich fürchtete ebensoviele ihn wiederzusehen, als ich mich darauf freute.

Gegen Abend klopfte es, Eduard trat ein, elegant gekleidet, sichtlich erregt, besangen. Er begrüßte uns verlegen und kalt. „Meine Köse,“ hatte er mich unter Tränen beim Abschied genannt, und jetzt — —

Ich hatte mich auf der Reise erkältet, fror, war auch durch die Sorge und Angst der letzten Zeit sehr angegriffen, kurz, ich fühlte selbst, daß ich heute recht häßlich war. Eduard schien dies auch zu finden, denn er sagte nach einer Weile:

„Sie sehen übel aus, haben sich überhaupt recht verändert.“

„Finden Sie,“ sagte ich scharf und mit gezwungenem Lächeln. Das Blut schoß mir zum Herzen, Tränen drängten sich mir in die Augen, aber ich preßte sie gewaltfam zurück, beugte mich auf meinen Rahmen nieder und sticte. Doch wurde aus der Arbeit nicht viel, die Silbergaze flimmerte mir vor den Augen. Ich nahm wenig teil an der Unterhaltung, die sehr gezwungen, sich um die gleichgültigsten Gegenstände drehte. Nach einer kurzen Stunde empfahl sich Eduard fremd, förmlich und ging.

„Nun,“ sagte ich mich munter stellend, „dieser Besuch wird wohl unserm Rufe und seiner Ehre nicht geschadet haben.“ —

Die Börsen von Mine und Lore fanden so außerordentlichen Beifall, daß sie immer wieder neue Bestellungen erhielten, worüber sie natürlich sehr glücklich waren.

Mir ging es weniger gut. Das Sitzen am Rahmen strengte mich sehr an; da aber diese Art von Arbeit mir am besten gelang, wollte ich sie durchaus nicht eher aufgeben, bis ich instande sein würde durch Musikunterricht auch meinen Teil zum Unterhalte beitragen zu können.

Es war einige Zeit vergangen, ehe Eduard wieder zu uns kam. Er war offenbar viel freundlicher als bei seinem ersten Besuch, und sobald die gute Mine das merkte, stimmte sie gleich wieder den alten vertraulichen Ton an. Dem konnte er heute auch nicht widerstehen, und soviel Gewalt er sich antat, kalt und förmlich zu sein, er fiel doch immer wieder in die herzliche Weise, die wir aus früheren, schöneren Stunden gewohnt waren. Als er seinen Hut nahm und gehen wollte, fragte Mine: „Kommen Sie denn nun nicht einmal wieder recht ordentlich zu uns?“

„Ich habe Franz versprechen müssen, Ihr Haus nie wieder wie früher zu besuchen. Von Zeit zu Zeit komme ich her und sehe, wie es Ihnen geht. Das ist genug.“

„Gewiß, hinreichend genug,“ fiel ich rasch ein. Ich wollte ihm eine recht stolze, trozige Antwort geben, aber mein dummes Weinen, das mir so oft einen Querstrich machte, kam mir auch jetzt dazwischen, ich brach schnell ab, denn um alles in der Welt durfte er davon nichts merken.

„Sieh einmal, also wieder Monsieur Franz,“ sagte Mine als Eduard fort war.

„Ach Mine, wie kannst du ihn nur bitten, zu kommen, du siehst ja, daß er es nicht will.“ Ich konnte nicht weiter sprechen, setzte mich an meinen

Rahmen und sah starr auf die Rosen und Tulpen in dem Muster, die durch meine Tränen wie in Tau gebadet glänzten. Ich zählte die Stiche wieder und immer wieder, hielt die Nadel zwischen den Fingern, aber ich steckte sie nicht ein. „Was ist's nur, daß er jetzt so kalt und vornehm tut?“ fragte ich mich. Ach, so sehr mein Herz auch widerstrebte, ich konnte keinen andern Grund erdenken, als daß er sich des Umganges mit den armen Mädchen schämte, die sich und ihre Mutter durch ihrer Hände Arbeit ernähren mußten. Später gestand mir Eduard, daß er sich vor der immer stärker werdenden Neigung zu mir gefürchtet hatte, seine nach dem höchsten Ziele strebende künstlerische Entwicklung schien ihm dadurch gefährdet. Da kam ihm denn Franzens Warnung sehr gelegen, weil er durch sie sich verpflichtet glaubte, mir so fremd gegenüberzutreten.

Es waren noch nicht zwei Tage vergangen, als Eduard uns schon wieder aufsuchte. „Ei,“ dachte ich, „unsere Gesundheit muß ihm doch am Herzen liegen, da er heute schon wieder kommt, sich danach zu erkundigen.“

Es war Dämmerstunde, er rückte seinen Stuhl heran, war freundlich, mitteilend und erzählte viel von dem Leben beim Theater.

„Und sind Sie wirklich durch die Erfüllung Ihres Wunsches, ein Künstler zu werden, so beglückt, wie die Verweigerung desselben Sie unglücklich gemacht hat?“ fragte Mine.

„O mehr, weit mehr. Nie wäre ich imstande gewesen, diesen Beruf mir so schön, so anziehend zu denken, als er sich mir jetzt zeigt. Sie können sich keinen Be-

griff machen von dem Reiz der Menschendarstellung, es ist eine Tätigkeit, die Sinne und Gedanken ganz ausfüllt. Schon bei diesen noch untergeordneten Rollen, die mir bis jetzt zuerteilt werden, kann ich deutlich erkennen, wie interessant einst die Aufgabe sein wird, bedeutende Charaktere lebendig in sich aufzunehmen und wiederzugeben; ach, ich fühle, wieviel mir mangelt, das nur entfernt zur Anschauung zu bringen, was ich meine."

"Sie machen zu große Anforderungen an sich," sagte Mine.

"Das kann man gar nicht. Gegen sich kann man nicht streng genug sein. Ich habe viel zu lernen, und ich will viel lernen. Wie glücklich bin ich, daß mir die Gelegenheit dazu so reich geboten wird."

"Sie haben ja auch beim Professor Zelter Unterricht, ist er wirklich so grob als man ihn schildert?" fragte Mutter.

"Grob? O ja, zuweilen, eigentlich aber mehr derb und ohne Umstände, aber niemals roh, ich hatte den alten Herrn sehr gern."

"Besuchen Sie ihn nicht mehr?"

"Es ist mir unmöglich, ich finde keine Zeit dazu, auch scheint mir sein Unterricht jetzt nicht mehr so nötig. Er versteht vortrefflich die Stimme zu bilden, ohne ihr Zwang anzutun, auch sein Generalbassunterricht war mir höchst nützlich. Jetzt ist der Unterricht bei Signor Calcara mir wichtiger, der den des figurirten Gesanges meisterhaft versteht. Schon die Dankbarkeit gegen den Grafen Brühl, meinem Gönner, treibt mich mit all meinen Kräften nach dem Höchsten zu streben."

Er war so aufgereggt, so lebhaft geworden, zeigte wieder wie in früherer glücklicher Zeit seine ganze schöne Seele, und ich verstand ihn besser, weit besser als sonst.

Indessen war es dunkel geworden, Mutter zündete Licht an, stellte es auf den Tisch, — da sprang Eduard erschrocken auf, griff nach seinem Hut und eilte rasch davon.

„Hu!“ sagte Mine, „Franzens Geist ist ihm erschienen.“

Bei seinem nächsten Besuch, den er ziemlich lang hinausgeschoben hatte, war er wieder kalt und vornehm, ich musterhaft fleißig, Mine, verdrießlich über uns beide, sprach auch nicht ein Wort. Um dem peinlich langweiligen Schweigen ein Ende zu machen, erzählte Mutter, daß wir ausziehen würden, wir hätten eine Wohnung mit einer Küche gefunden, zwar klein und beschränkt, aber vorteilhafter für uns. „So!“ sagte Eduard gleichgültig und fragte mechanisch nach Straße und Nummer.

Wieder nach einer Pause fing Mutter an: „Sobald wir in der neuen Wohnung sind, soll Therese recht fleißig Musik treiben, damit sie selbst bald Unterricht geben kann.“

„Therese?“ fuhr Eduard auf. „Von diesem Beschluß weiß ich ja kein Wort.“

„Sie kann das viele Sitzen am Stickrahmen nicht vertragen,“ erwiderte Mutter.

„Aber haben Sie wohl bedacht, daß sie dann gezwungen ist, in die Häuser fremder Leute zu gehen — und glauben Sie nicht, daß dies einem so jungen Mädchen in vieler Beziehung sehr nachteilig sein kann?“ fragte er sehr erregt.

„Darüber bin ich bei ihr außer Sorge,“ sagte Mutter mit stolzer Zuversicht.

„Wir werden sie ja auch nur zu anständigen, gebildeten Leuten gehen lassen,“ setzte Mine hinzu.

Er konnte nichts mehr dagegen einwenden. Er wußte ja auch, daß nur die Not uns zu diesem Schritte zwang, der, wie er sich denken konnte, mir schwer genug werden mußte. Nachdem er lange nachdenklich dageessen hatte, forderte er mich auf, etwas zu singen; das erstemal seit unserer Rückkehr. Ich trat zitternd zum Klavier und sang anfangs mit bebender Stimme. Er ließ mich einiges wiederholen, belehrte und berichtigte manches. So ward ich unbefangener, freier. Da es indes so dunkel geworden war, daß wir die Noten nicht mehr erkennen konnten, stellte Mine Licht aufs Klavier und warf mir dabei einen triumphierenden Blick zu. Das mißfiel mir, und ich hatte einen Augenblick den ehrlichen Willen, ihm zu sagen, es sei dunkel, und er müsse jetzt gehen. Aber ich war doch zu schwach dazu und beruhigte dann mein Gewissen damit, er möchte wohl selbst es jetzt wichtiger finden, mir durch seinen Rat zu nützen als das sonderbare Versprechen zu halten, das er Franz gegeben hatte.

Während wir aufs eifrigste zusammen musizierten, hatte Mine den Teetisch hergerichtet, und Eduard setzte sich, nachdem wir das Klavier zugemacht, ganz unbefangen zu uns. Sein Trieb, zu fördern, zu belehren, war schon damals so stark, daß er alles Übrige zurückdrängte. An diesem Abend wenigstens dachte er nur daran, wie er mir bei meinem neuen, schweren Berufe behilflich sein könnte.

---

Wir hatten die neue Wohnung bezogen; es sah recht ärmlich bei uns aus, störte uns aber nicht, denn wir waren froh, wieder einen eigenen Herd und eigenen kleinen Haushalt zu haben. Mutter übernahm mit Hilfe einer Aufwärterin die Küche, Mine und Lore arbeiteten von früh bis spät, ich sticte am Rahmen, so lange ich es vertragen konnte und trieb fleißig Musik, ernster und eifriger als je, da Mutter beschloffen hatte auf dringendes Anraten unserer Freunde mir noch eine Zeitlang Gesang- und Generalbassunterricht bei Zelter geben zu lassen. Ein sehr musikalischer Freund des Professors übernahm es, mich ihm zu empfehlen.

Wir hatten unsere Bekannten gebeten, sich um Schülerinnen für mich zu bemühen — da schickte eines Tages ein Schneidermeister, um mich zu bitten, einmal bei ihnen heranzukommen, ich solle seiner Tochter Klavierunterricht geben. Jetzt wurde mir die erste Stunde angeboten, und gerade weil sie die erste war, hätte sie mich am meisten freuen sollen, statt dessen fühlte ich mich verletzt und bedrückt, und ich weiß nicht was alles. Mine mochte es mir wohl anmerken, und sagte: „Ich bringe nachher unsere Börsen fort, da kann ich leicht herangehen und für dich mit den Leuten sprechen.“

„Ach ja, tue das,“ sagte ich. Mir war ein Stein vom Herzen. Zwei Tage darauf ging ich nach Mines Verabredung zu meiner ersten Unterrichtsstunde aus.

Die Schneidersfrau sagte mir, ihr Mann sei ein furchtbarer Musikfreund, und darum solle das Mädchen Klavierspielen lernen. Daß man dazu Talent und noch einiges andere haben müsse, wußte sie nicht. Sie rief:

„Fette, die Mamsell ist da!“ Das war wieder ein kleiner Stich durchs Herz; aber ich faßte mich bald, und als das Mädchen, etwa 15 Jahre alt, hereinkam, begrüßte ich sie mit dem allerbesten Willen, ihr zu nützen. Wir setzten uns ans Klavier, einen alten Kasten mit schnarrenden, verstimmtten Tönen. Ich zeigte ihr die Tasten, nannte sie ihr, und spielte langsam, ganz langsam die C-dur-Tonleiter durch, eine Oktave hinauf und zurück.

„So, nun versuchen Sie dies einmal,“ sagte ich. Fette blieb unbeweglich und ward nur noch röter wie vorher.

„Bitte!“ wiederholte ich, „spielen Sie das nun einmal.“ Vergebens, sie rührte sich nicht. Nachdem ich mich fast heiser gesprochen, es ihr unzählige Male vorgezeigt und deutlich gezeigt hatte, blieb mir nichts übrig, als ihr die Hand zu führen, wie einem kleinen Kinde beim Schreiben. Aber auch das nützte nichts, denn als ich ihr nach der Terz den Daumen untersetzen wollte, stemmte sie die Finger so fest, daß ich sie eher hätte abbrechen, als von den Tasten lösen können. Dabei saß der junge Rohrstoß kerzengerade, verzog keine Miene, schüttelte nicht einmal mit dem Kopf, wenn ihr alles mißlang; ich hätte sie gern ermordet. Endlich war die Stunde herum. Ich stürzte hinaus auf die Straße mit brennendem Kopfe, glühenden Wangen.

„Ich kann es nicht!“ sagte ich fast weinend, „das kann ich wahrhaftig nicht,“ und steigerte meinen Grimm, indem ich berechnete, daß diese Qual mir nur fünf Silbergroschen eingebracht hatte.

Die frische Luft kühlte mich ab, und der ziemlich

weite Gang beruhigte mich einigermaßen, so daß ich gefaßter nach Hause kam. Ich bemühte mich, meine Verzweiflung zu verbergen, als sie aber alle mit Fragen in mich drangen, brach sie wieder in aller Heftigkeit hervor. Lore sah von der Arbeit auf, warf mir einen mißbilligenden Blick zu und sagte: „Nach der ersten Stunde kannst du nicht urteilen, es wird schon besser werden.“

Mich ärgerte, daß die Kleine recht hatte, und ich sagte gereizt:

„Ach, was verstehst du davon!“ Mutter sah mich sehr traurig an, sagte aber nichts. — Das ging mir durch die Seele.

Mine rief in ihrer gewohnten raschen Weise: „Sie geht nicht wieder hin. Das Kind soll sich nicht so quälen um dieser paar Groschen willen; die kann ich leicht noch einbringen.“

O Gott, wie fühlte ich mich beschämt. „Mine, was fällt dir ein?“ sagte ich erschrocken. „Wie kannst du nur denken, daß ich die Stunden gleich wieder aufgeben werde; nein, eh' ich nicht viele und bessere Schülerinnen habe, tu' ich es nicht.“

Mit guten Vorsätzen ausgerüstet wie ein Held ging ich zu meiner nächsten Klavierstunde und ward auch gleich für meinen Mut belohnt. Fette spielte die Tonleiter und setzte richtig den Daumen unter.

Ich glaube, die Schneidersfrau, die während der ersten Stunde am Fenster geseffen und Strümpfe gestopft, hatte plötzlich ihre Hand rasch von dem Strumpf befreit und eine Bewegung gemacht, als wolle sie der Tochter eine Ohrfeige geben — ich glaube —; genug, Fette hatte

jetzt meinen Unterricht begriffen, wie und auf welche Weise, durfte mich nicht kümmern.

Da Mutter Ludwigs regelmäßige Geldsendungen immer gleich für Hausmiete, Feuerung und Lohn der Aufwärterin zurücklegte, so blieb natürlich wenig übrig, und es kostete Mühe genug, das Fehlende zu erwerben; und ob wir schon von früh bis spät mit größter Anstrengung arbeiteten, so kamen doch viele recht schwere und sorgenvolle Stunden. Aber wir trugen sie mit frohem Mut, denn das süße Gefühl, für Mutter all unsere Kräfte einzusetzen, half uns über diese Beschwerden leicht hinweg.

Nur bei Lore hatte dieser Drang, nützlich zu sein, etwas so krankhaft Heftiges bekommen, daß wir ganz beängstigt dadurch waren. Sie überbot ihre Kräfte bei weitem, und wir sahen mit größter Besorgnis, wie dies übermäßige Arbeiten ihrer ohnedies schwachen Gesundheit schadete. Mit verbundenem Kopfe — da sie an den heftigsten Kopfschmerzen litt — saß sie den ganzen Tag und war nicht zu bewegen sich zu schonen oder nur zu ruhen. Wie erinnere ich mich der Abende, wo sie mir beim Schlafengehen ihre unnatürliche Aufregung, und was sie dadurch zu leiden habe, klagte. Wie selbst ihre Liebe zu Mutter, dieses Gefühl, das mit einer wahrhaft heiligen Glut ihr ganzes Wesen durchströmte, ihr keine Freude bringe, wie sie in Angst und Besorgnis um sie lebe, und sich stets mit dem Gedanken martere, der Tod könne sie ihr entreißen.

Wenn Mutter vor dem Einschlafen noch an mein Bett trat, mich zudeckte, küßte und mit ihrer sanften

Stimme sagte: „Schlaf wohl, mein Kind!“ — wie wohl war mir's da. Wie legte ich mich behaglich auf die Seite und schlief ein. Auch an Lorens Bett, das dicht an meinem stand, war Mutter getreten, hatte sie zugedeckt, wie mich, hatte ebenso und noch zärtlicher: „Schlaf wohl, mein Kind!“ gesagt; aber ihr konnte es nichts helfen, ihr aufgeregtes Blut trieb wild in den Pulsen und verscheuchte den Schlaf von den Augen. Wenn ich sie so unruhig sich umherwerfen hörte, schämte ich mich meines gesunden Schlafes, wandte mich zu ihr und wollte mit ihr wachen, ihr die langen, traurigen Stunden verkürzen; aber meine Müdigkeit war stärker als mein Vorsatz. Mitten im Sprechen war ich umgesunken, eingeschlafen, und wenn ich morgens frisch und munter aufstand, sah ich an ihren erhitzten Backen, an ihren dunkelgeränderten Augen, wie lange sie noch meine ruhigen, gleichmäßigen Atemzüge beobachtet haben mochte.

Aller Fleiß und alle Sparsamkeit waren doch nicht immer hinreichend, uns vor Not zu schützen. Ich erinnere mich unter anderm eines Morgens, an welchem Mutter eine Ausrede ersann, um die alte Aufwärterin fortzuschicken; sie sollte nicht merken, daß es uns an Geld für die Auslagen zum Mittagessen fehle.

„Heute brauchen wir nichts, wir sind zu Tische ausgebeten,“ sagte Mutter, ohne aufzusehen. Die Alte glaubte es natürlich, wünschte uns viel Vergnügen und ging.

„Ich will heute mittag Kaffee für uns machen,“ sagte Mutter und ging still hinaus in die Küche.

„Mir ist's gleich, was ich esse oder trinke,“ fing Mine mit bebender Stimme an, als Mutter draußen

war, „aber Mutter hätte ich für ihre alten Tage eine gute, nahrhafte Kost gewünscht.“

Sie häfelte emfiger fort und wischte sich von Zeit zu Zeit die Augen.

„Ich gehe nicht eher zu Bett, bis meine Börse fertig ist,“ fiel Lore hastig ein, „du bringst sie früh gleich fort, dann kann Mutter sich doch morgen etwas Kräftiges kochen.“

Als ich die Hestigkeit sah, mit welcher das schwächliche Kind jetzt arbeitete, konnte ich meine Besorgnis um ihre Gesundheit nicht unterdrücken.

„Ach laß mich doch, das ist ja meine einzige Freude,“ sagte sie.

Ich schwieg, nahm Hut und Tuch und wollte gehen, um Sette Klavierstunde zu geben; da kam Mutter mir nach.

„Herzenskind!“ rief sie, „ich habe die Frau fortgeschickt, nun ist aber gar nichts zu essen im Hause. Willst du, wenn du zurückkommst, vom Bäcker Weißbrot mitbringen? Einige Groschen habe ich noch.“ Dabei suchte sie aus der Tasche ihre kleine Barschaft zusammen.

Auf der Straße mußte ich immer an den Wechsel unserer Lage denken. Wie lange war es her, daß wir von Bedienten aller Art umgeben, in einem eleganten Hause behaglich lebten, und nun! —

Auf dem Rückwege trat ich in einen Bäckerladen, und beneidete fast die Frau, die wohl genährt, von vielen Broten und Semmeln umgeben, bequem und sorgenlos an ihrem Fensterchen saß, während ich Mutter's letzte kleine Münze auf ihren Tisch legte.

Ohne daß mich jemand gesehen hatte, kam ich glücklich mit meinem Mundvorrat zu Hause an. Als Mutter

mit dem Kaffee eingetreten war, verriegelten wir die Türe, um nicht von einem unserer Bekannten bei unserm improvisierten Mittagmahl überrascht zu werden. Mine und Lore legten ihre Arbeit weg, und wir setzten uns um den runden Tisch. Ich sah die traurigen, lieben Gesichter an, und es ward mir so warm ums Herz, daß plötzlich die schweren, finstern Gedanken verschwanden. Alle unsere Sorgen erschienen mir in diesem Augenblick wie ein Glück, und ich hatte den tolln Gedanken, mir noch weit mehr zu wünschen, um sie verachten zu können. Ich machte einen Spaß, lachte meine Tränen fort und rief:

„Mutter, heute schmeckt dein Kaffee einmal gut. Ich meine, so guten Kaffee hätten wir noch nie getrunken.“

„Das find ich auch!“ sagte Mine, „heute muß ich mehr als eine Tasse trinken.“

„Ich auch, ich auch!“ rief Lore, die durch ihre stete Appetitlosigkeit Mutter sonst so vielen Kummer machte.

„Kindercher, Kindercher!“ sagte Mutter geschmeichelt und schenkte fleißig ein, „das freut mich ja außerordentlich, daß es euch so gut schmeckt. Ich für meinen Teil bin ganz zufrieden mit diesem Mittag.“

„Der Mittag ist göttlich!“ fiel ich ein.

„Gott gebe uns noch viele solche Mittage, dann tauschen wir mit keinem Kaiser,“ rief Mine.

Es war Zeit, wieder an die Arbeit zu gehen. Mutter räumte das Kaffeezeug zusammen und sagte spaßend:

„Jetzt bring ich alles wieder in Ordnung, damit die Alte nicht merkt, daß wir zu Hause gewesen sind.“

Sie lachte und trug das Geschirr hinaus.

Eduard war bei seinem nächsten Besuch äußerst kalt, zurückhaltend und empfahl sich bald wieder. Es schien, als wolle er das Bergehen, einen Abend bei uns zugebracht zu haben, durch noch strengeres Zurückhalten wieder gut machen. Er kam zwar jetzt häufiger zu uns, machte aber immer nur kurze Visiten. Natürlich wurde bei diesen wenigen abgemessenen Stunden unser gegenseitiges Benehmen immer gezwungener und kälter. So nahmen wir wieder zur Musik unsere Zuflucht. Hier verstanden wir uns, hier waren wir immer einig gewesen, und dennoch kamen jetzt auch selbst beim Musizieren kleine Zwistigkeiten unter uns vor.

Von allen meinen Gesangsstücken liebte Eduard eine kleine Arie aus Fanchon am meisten. Jedesmal, wenn wir ans Klavier traten, bat er mich um dieses Lied, und gerade das sang ich nicht gern. Zweimal kam der Name Eduard in langgehaltenen Tönen darin vor, und das genierte mich. Eines Tages sah er mich wieder bei diesen Stellen so sonderbar, halb zärtlich, halb grimmig an, daß ich befangen und ärgerlich wurde und vor lauter Verlegenheit lachte. Da machte er schnell das Notenblatt zu und sagte: „O, wenn Sie lachen, dann wollen wir lieber aufhören. Es ist schade um das hübsche Lied.“

Ich setzte mich verstimmt an den Tisch, er blieb am Klavier, schlug einzelne melancholische Akkorde an, spielte dann immer heftiger und heftiger, daß die Saiten dröhnten, und Mutter sich ganz entsetzt, kopfschüttelnd nach uns umsah. Nach einer Weile stand er auf, machte das Klavier langsam zu, wünscht uns „gute Nacht“ und ging.

Professor Zelter hatte sich bereit erklärt, mir Singunterricht zu geben. So ging ich denn bald darauf mit Mine an der von ihm bestimmten Vormittagsstunde zitternd und zähneklappernd zu dem mir so furchtbar geschilderten Manne hin. Der Diener führte uns in einen Saal zu ebener Erde, in welchem ein langer Tisch mit großen hölzernen Tintenfassern, Stühle und ein Flügel standen.

„Ach, Mine, ich habe heute gar keine Stimme,“ sagte ich, nachdem ich mich unaufhörlich geräuspert und leise vor mich hinprobiert hatte, „laß uns lieber nach Hause gehen, wir können ja ein anderes Mal wieder kommen.“

Da öffnete sich die Türe, eine kolossale Gestalt trat ein. „O, Gott, das ist er!“ Mein Herz klopfte, als ob es zerspringen wollte. Ein alter, feiner, schwächlicher Herr, Dr. Gehrike (Leibarzt der verstorbenen Königin Luise) in violettem Samtrock, der ihm bis auf die Füße reichte und mit einer goldenen Agraffe oben zugehalten war, folgte ihm nach. Beide grüßten uns freundlich. Ich war kaum fähig, zu danken.

„Legen Sie doch ab,“ rief Zelter mir zu, und während ich mit zitternden Händen Hut und Handschuh ablegte, wandte er sich zu dem alten Herrn:

„Ei, Alter, was hast du denn für Eile, laß den Wagen immer noch ein bißchen warten und höre einmal mit an, was uns die Kleine da singen wird.“

Ich wurde rot und Mine hat ihn, nachsichtig zu sein, da ich sehr ängstlich sei.

„Wer wird sich ängstigen?“ erwiderte er mit lauter,

kräftiger Stimme. „Nur vor Gott, aber vor keinem Menschen muß man sich fürchten. Na, fangen Sie mal an.“

Ich setzte mich auf einen hohen Stuhl, den er an den Flügel geschoben hatte. Er stellte sich hinter mich, der alte Herr saß dicht neben mir, und Mine stand mit dem Ausdruck der peinlichsten Spannung im Gesicht, mir gegenüber.

Ich sang das Lied aus Fanchon. Als ich geendet hatte, klopfte Zelter mich auf die Schulter und sagte:

„Na, das klingt ja schon ganz hübsch, singen Sie es uns nur gleich noch einmal, da wird's noch besser klingen. Ja!“

Diese Aufforderung ermutigte mich sehr. Ich sang das Lied noch einmal, Eduards Lieblingslied, und dachte zum erstenmal dabei nur an ihn; den Ausdruck all meiner Empfindungen legte ich in den Namen Eduard, den ich jetzt frei und ungehindert singen konnte, — er hörte es ja nicht.

Ich machte das Notenblatt zu und stand auf. Zelter streichelte mir die heißen Wangen mit seiner großen Hand und sagte sehr freundlich:

„Das wird schon werden!“ Der alte Herr aber zog mich zu sich hin und sagte leise: „Ich möchte wohl der Eduard sein!“

Ich trat erschrocken zurück, ich glaubte mich verraten zu haben. Zelter aber schlug ein Gelächter auf, daß das Zimmer erbebte.

Nachdem Mine noch das Genauere über Zeit und Preis des Unterrichts besprochen hatte, gingen wir seelenfroh von der glücklich bestandenen Prüfung nach Hause.

Auf dem Rückwege beratschlagten wir hin und her, wie wir am besten die bedeutende Summe, die der Unterricht kosten würde, herbeischaffen konnten.

„Ei,“ sagte Mine in ihrer gewöhnlichen mutigen, frischen Weise, „mache dir darum keine Sorge, ich stehe morgens eine Stunde früher auf, arbeite abends etwas länger, so wird's schon gehen.“

Und das war keine bloße Redensart oder eine schöne Wallung; o nein, ihre grenzenlose aufopfernde Liebe kannte keine Schwierigkeiten, keine Mühseligkeiten, wenn sie uns dadurch nützen oder auch nur erfreuen konnte. Aber, wenn wir auch hierin Mine nicht ganz gleichkommen konnten, so muß ich es uns doch nachsagen, daß wir alle bereit waren, einer dem andern jedes Opfer zu bringen. Die Not knüpfte uns täglich fester aneinander; es war Poesie in unserer Armut, und in unserm Hause herrschte ein Ton, bei welchem sich alle wohl fühlten.

Dieses Leben, das von dem gewöhnlich herkömmlichen sich so sehr unterschied, übte auf die Entwicklung meines ganzen Wesens einen mächtigen Einfluß aus und ließ mich — so süß und schön es auch damals war — dennoch die nachteiligen Folgen davon durch mein ganzes späteres Leben schmerzlich empfinden. Es fehlte unserm Hause das wichtigste, ein Oberhaupt, ein Mann, dessen besserer Einsicht und sicherer Leitung wir uns hätten unterordnen und fügen müssen. Mutter's sanfter, bescheidener Charakter, Minens übergroße Zärtlichkeit für uns, zulezt auch der Umstand, daß wir alle mit gleicher Anstrengung zum Erwerb unseres Unterhaltes

beitrugen, stellte uns zu sehr einander gleich. Wenn dies bei andern leicht zu Streit und Zwistigkeiten Anlaß gibt, bei uns erzeugte es gerade das Gegenteil. Aus einer fast krankhaft zarten Schonung fügte sich eines in des andern Willen, aber niemals aus dem Gefühl, sich gern einem fremden Willen unterzuordnen, sondern nur aus Liebe und Rücksicht. Wir verzogen und verwöhnten uns seelisch.

Zärtlichkeitszeichen oder -reden waren nie in unserm Hause Sitte gewesen, aber wir konnten sicher sein, daß nicht die geringste Aufmerksamkeit unbemerkt oder unverstanden blieb. Der Dank dafür war uns immer gewiß, wenn er sich oft auch nur durch einen Blick oder durch irgend eine kleine Handreichung kundgab. Es bildete sich eine Art von Egoismus in uns aus, dieselbe Aufmerksamkeit, die wir erzeugten, auch wieder zu verlangen, und wir waren schmerzlich getroffen, wenn wir sie einmal vermißten. So überreizten und verfeinerten wir unser Gefühl und Empfindungsvermögen, und ich hatte später unendlich viel dadurch zu leiden, da alles, was sich mir nicht auf die gewohnte schonende Weise nahte, mich oft tief und empfindlich verletzte.

Beladen mit Segenswünschen und Notenpapier ging ich zu meiner ersten Generalbaßstunde. In dem Saal, wo ich die Gesangsprüfung bestanden hatte, saßen an dem langen Tische mehrere junge Herren eifrig schreibend. Als ich eintrat, sahen sie, wie verdrießlich über die Störung, von ihren Blättern auf und schrieben dann weiter. Ein langer, dünner Mann, ein Hilfs-



Im neuen Garten bei Potsdam

lehrer Zelters, wies mir, auch etwas mürrisch, meinen Platz an, schob mir ein riesiges, hölzernes Tintenfaß hin und sagte: „Der Herr Professor wird gleich kommen.“

Mir ward fürchterlich zu Mute. Ich — allein, mir selbst überlassen, unter lauter Männern! Da ging die Seitentüre auf, und mein lieber Riese trat ein. Er kam freundlich zu mir und sagte:

„Ja, da sind Sie ja!“ und gab mir ein geschriebenes Heft, das ich sauber abschreiben und mir dabei den Inhalt recht einprägen sollte. Wenn mir etwas unklar wäre, möchte ich nur zu ihm da in sein Zimmer kommen oder mich hier an den Herrn Organisten Grell wenden. Dabei wies er auf den langen Mann, der sich ein klein wenig verneigte.

„So, nun studieren Sie recht fleißig!“ Er ging. Das Notenpapier legte ich beiseite, richtete mir ein Buch ein und fing an abzuschreiben.

„Ich las sehr aufmerksam, denn ich sollte jetzt studieren! — studieren und ich! — Schon nach den ersten Seiten ertappte ich mich, daß ich ganz mechanisch nachschrieb und mit meinen Gedanken weit, weit fort war. Ich las noch einmal aufmerksam das Geschriebene durch, fand auch einen ungefähren Sinn heraus, aber einen klaren Begriff bekam ich nicht, und wozu das alles war, verstand ich noch weniger. Daß eine einzelne Frage mir nichts nützen könne, sah ich gleich ein, hatte auch nicht den Mut dazu. So schrieb ich denn geduldig weiter, bis die Zeit herum war, in der Hoffnung, daß mir vielleicht später die Sache verständlicher werden würde.

Die Vormittage verbrachte ich jetzt regelmäßig bei Zelter, um zu studieren, und verstand mit jedem Tage weniger von meinen Aufgaben. Trotzdem mußte ich schon kleine Übungsstücke schreiben, ward getadelt, ohne zu wissen warum, zu Zeiten auch sehr gelobt, ohne es verdient zu haben, und wenn der alte, gute Professor sagte, ich finge doch schon an recht geschickt die Quinten zu verwenden, — da mußte ich mich in acht nehmen, nicht laut zu lachen.

Ganz unerwartet trat eines Morgens Eduard bei Zelter ein, er hatte eine kleine Mappe unter dem Arm, grüßte mich fremd und setzte sich, mir ziemlich gegenüber, an den Tisch. Jetzt war alles aus, und mir vergingen die Gedanken ganz. Zu meiner Rettung kam bald der Professor herein, die Arbeiten zu betrachten. Als er Eduard gewahr wurde, rief er:

„Sieh da, kommen Sie auch mal wieder?“ Eduard stand auf, entschuldigte sein Fortbleiben mit seinen vielen

Arbeiten. Der Alte fragte, was er denn soviel zu tun habe, und Eduard berichtete, daß er außer seiner Beschäftigung im Theater und seinen italienischen Gesangsstunden Unterricht in der italienischen Sprache beim Professor Valentini, außerdem noch Tanz- und Exerzierstunden erhielte.

Schmunzelnd und befriedigt hörte Zelter Eduards Bericht an, klopfte ihn auf die Schulter und ging.

Am folgenden Tage rief Zelter mich in sein Zimmer. „Nicht wahr,“ sagte er, „das ist hier unten nichts für Sie, gehen Sie hinauf zu meiner Tochter, sagen Sie, ich schicke Sie, sie solle Ihnen ein stilles Plätzchen zum Arbeiten geben.“

Ich nickte ihm freudig beistimmend zu, packte meine Sachen zusammen und lief hinauf. Doris, Zelters älteste Tochter, war nicht mehr jung, auch weder hübsch noch elegant, sie hatte eher etwas derb bürgerliches; aber ihr kluges Gesicht, ihre scharfen dunkeln Augen und die ungezwungene, übergewichtige Art des Benehmens flößte gleich Respekt ein.

Sie empfing mich überrascht aber freundlich, und während sie mir einen Platz zum Schreiben einrichtete, erzählte ich ihr, wie sehr die vielen jungen Herrn unten im Saal mich beängstigt hätten. Sie lachte sonderbar und verschmizt, daß ich überzeugt war, sie wisse, Eduard arbeite unten und er habe mich so aus aller Fassung gebracht.

Bei Doris saß ich nun recht behaglich und ungestört, aber es blieb mir dennoch etwas sehr Peinliches. Ich mußte nämlich, um meine Arbeit dem Professor zu zeigen, immer durch den ganzen großen Saal in sein Zimmer gehen.

Eduard schien mit meiner Verlegenheit Mitleid zu haben, denn er sah nie von seinem Blatt auf, wenn ich vorüberging, und schrieb erschrecklich eifrig.

Der Generalbafunterricht fing nachgerade an mir sehr langweilig zu werden, und ich würde wohl bald Entschuldigungen für mein Ausbleiben gefunden haben, hätte nicht etwas ganz Anderes mich hingezogen. Freilich sah ich Eduard dort nur im Saal, auf dem Gange oder auf der Treppe, und wir sagten einander nichts als: „Guten Morgen!“ aber der Ton, mit welchem dieses „Guten Morgen“ gesprochen wurde, der Blick, der es begleitete, waren Dinge, — wichtig genug, mich den Tag über zu beschäftigen und heitere oder trübe Gedanken bei mir zu erwecken.

Eines Mittags hörte ich beim Nachhausegehen Dritte hinter mir, die bekannt klangen. Wie pochte mir das Herz! Ich wandte ein klein wenig den Kopf zurück — er war es wirklich! — Was sollte ich nun tun? — Schneller gehen schien mir nicht ratsam, denn er war noch eine ziemliche Strecke von mir entfernt, und ich war nicht sicher, ob er es der Mühe wert halten würde, mir nachzulaufen. Langsamer gehen mochte ich auch nicht, denn er sollte um alles in der Welt nicht denken, ich warte auf ihn! Es war eine schwere Aufgabe! Ich mußte sie aber glücklich gelöst haben, — denn er holte mich wirklich ein und sagte: „Sie gehen ja so schnell, daß ich Ihnen kaum folgen kann!“

„Ich wußte nicht, daß Sie auch diesen Weg gehen,“ sagte ich.

„Es ist nicht eigentlich mein Weg,“ erwiderte er,

„aber es geht sich hier angenehmer unter den Bäumen, als durch die lärmenden Straßen.“

Also nur der Bäume wegen, dachte ich und schwieg.

Der Weg unter den Bäumen war aber wirklich schön, die Straße ganz einsam, und wir beide zum erstenmal allein. Ich konnte mich ungestört und ohne Scheu dem Vergnügen hingeben, so recht von Herzen mit ihm zu plaudern.

An der Straßenecke trennten sich unsere Wege. Ich ging nach Hause so gedankenvoll und zerstreut, daß ich lange vor unserer Türe stand, ohne es zu merken.

Zufällig wurde Eduard immer mit seiner Arbeit fertig, wenn ich die meine beendet hatte, und da der Weg unter den Bäumen stets angenehm und hübsch war, so gingen wir natürlich miteinander.

„Mein Vater will Sie sprechen, gehen Sie einen Augenblick hinein, wenn Ihre Arbeit fertig ist,“ sagte Doris eines Morgens zu mir. Ich ging hinunter.

„Nun, die Zahl der Grazien ist jetzt vollständig!“ rief er mir entgegen als ich eintrat, „es haben sich zwei junge Mädchen zum Gesangsunterricht bei mir gemeldet, somit können wir beginnen. Montag und Donnerstag von elf bis ein Uhr ist die festgesetzte Zeit.“

Ich sagte ihm, wie sehr ich mich auf diese Stunden freue und wollte gehen.

„Noch eins!“ rief er mir nach, „der Weg ist weit und kostet viel Zeit, und Zeit ist kostbar! Ja! — Kommen Sie früh morgens zur Generalbaßstunde, dann sind Sie zum Singunterricht gleich im Hause. Sie frühstücken dann aber erst mit meiner Tochter, daß sie mir nicht mit leerem Magen zum Singen kommen.“

Dies sprach er in seiner barschen Weise und drohte mit dem Riesenfinger. Der liebe, alte Grobian!!

Beim Singunterricht war Zelter sehr liebenswürdig und brachte uns durch seine Spässe oft zum Lachen, öfter aber noch in Verlegenheit.

So rief er z. B. beim Beginn der Stunde: „Nun, die Schönste fängt an!“

Natürlich blieben wir alle drei unbeweglich sitzen; darüber lachte er nun überlaut, sah eine nach der andern scherzhaft prüfend an und weidete sich an unserer Verlegenheit.

Als ich nach Verlauf eines Vierteljahres Zelter das Honorar für die Singstunden und den Generalbassunterricht brachte, nahm er mir es ab und legte es zu dem, was die beiden andern Mädchen ihm gegeben hatten, sagte mir aber, ich solle, ehe ich nach Hause gehe, noch zu ihm aufs Zimmer kommen. Der Unterricht war beendet; ich nahm meinen Hut, lief rasch zu ihm hinauf und trat wie immer furchtsam bei ihm ein. Er kam mir ungewöhnlich freundlich, ja feierlich entgegen, so daß ich gespannt zu ihm aufblickte.

„Ich habe sie lieb, als wären Sie mein eigenes Kind!“ sagte er; „von Ihnen kann ich kein Geld annehmen, ich weiß auch, daß Sie es brauchen, — bringen Sie es der Mutter — da! und grüßen sie schön von mir.“

Er gab mir das Honorar zurück und reichte mir seine riesengroße Hand. Ich versuchte es, sie zu drücken, nickte ihm mit Tränen in den Augen zu und ging schweigend hinaus. Danken mochte ich ihm nicht, mich

weigern es anzunehmen noch weniger. Beides fand ich kleinlich und unwürdig. Er hatte mir das Geschenk in vollem Vertrauen gegeben, daß ich verstehen würde es auf die rechte Weise anzunehmen, und er sollte sich nicht in mir täuschen. Ich fühlte mich keinen Augenblick beschämt durch seine Gabe, und sein liebevoll väterliches Benehmen steigerte meine Liebe zu dem barschen, strengen Lehrer nur noch mehr.

Eines Tages waren meine beiden Mitschülerinnen verhindert zur Singstunde zu kommen, so wartete ich allein im Musiksaal auf Zelter. Er trat ein, begrüßte mich freundlich, setzte sich an den Flügel, präludiverte und sagte: „Na, dann wollen wir nur allein anfangen;“ hörte aber wieder auf, als er bemerkte, daß ich im Anschauen des lebensgroßen Bildes, welches über dem Flügel hing, versunken war. Es stellte die heilige Cäcilie an der Orgel dar, den Gesang einer Frau, in einfach weißem Kleide, ein Notenblatt in der Hand, begleitend. „Das ist ein schönes Bild, nicht wahr?“ fragte er. „Sehr schön,“ erwiderte ich. Während er wie unbewußt leise Harmonien spielte und andächtig zu dem Bilde emporblickte, erzählte er: „Es stammt aus der traurigen, für ganz Deutschland so schmerzvollen Franzosenzeit und ist mir unendlich wert und teuer. Mein Freund, der Leibarzt der Königin Luise, war von dem Kummer seiner hochverehrten Herrin so bedrückt, daß er Tag und Nacht sann, wie ihr wohl Vinderung zu schaffen sei, da fiel ihm ein, wie oft der Gesang meiner Frau ihn entzückt und gehoben habe. Das brachte ihn auf den Einfall, er sagte der Königin davon und bot es ihr als sein bestes

Trost- und Arzneimittel. Sie willigte freudig darin ein, und schon am nächsten Morgen fuhr ein Wagen der Königin vor. Und so ward meine Frau gar oft die Trösterin in kummervollen Stunden, deren die arme hohe Frau so viele zu erdulden hatte. Aus jener Zeit stammt dieses Bild. Die Sängerin da ist meine Frau, ist meine Julie," rief er sehr bewegt hinaufzeigend.

Ich wischte mir mit dem Tuch die Augen, und er, als ob er einen Übergang zu unserer Singstunde suchen wollte, sagte: „Ich predige immer meinen Schülern beim Singen nicht so starr oder gar verzerrt auszusehen: der Gesang muß den Ausdruck des Gesichts verklären, meine Julie war nicht schön, aber beim Singen war sie schön wie ein Engel.“

Zelters Wohlwollen gegen mich nahm fast mit jedem Tage zu. So mußte ich, um mir Übung und Sicherheit zu verschaffen, unter seiner Leitung seine eigenen Schülerinnen unterrichten. Diese Stunden waren nun freilich viel mehr lehrreich als angenehm für mich, denn er brummte und zankte immerfort dabei.

Drei junge Mädchen aus angesehenen Familien waren es, die er meinem Unterrichte übergab. Sie waren unmusikalisches, sangen unrein und trafen schlecht. Ich half ihnen ein, gab den Ton auf dem Klavier an oder sang ihn leise mit.

„Na!“ brüllte Zelter mich an, „wenn Sie alles mitsingen oder spielen, ist's wohl eine rechte Kunst! — sollen sie so treffen lernen?“

Ich und meine drei Schülerinnen wurden purpur-

rot; ich ließ die armen Dinger, die so erschreckt noch viel weniger treffen konnten und jammervoll danebensingen, sich ruhig quälen, und wenn sie daran gestorben wären, jetzt hätte ich keinen Ton mehr angetippt. Es klang gräßlich.

„Herr Gott!“ schrie Zelter, „so helfen Sie ihnen doch, was sitzen Sie denn so faul dabei, man kann ja erückt werden, wenn man das anhören muß.“

Nun hatt' ich genug. Ich spielte stark Ton für Ton, sang auch wohl eine ganze Strecke mit — der alte Brummbär sagte kein Wort und hörte ganz geduldig zu.

Als die Stunde herum war, stand ich auf, nahm verstimmt wie die andern meinen Hut, verneigte mich auch wie die andern und wollte mit ihnen hinausgehen.

„Warten Sie doch einen Augenblick!“ rief er mir zu. Die Mädchen gingen. Ich blieb, sah ihn aber gar nicht an.

„Ja,“ sagte er sichtlich befangen, „das Begleiten ist schwer — es gibt viele gute Klavierspieler, aber begleiten können Sie darum doch nicht. Das kann man auch nicht lehren, das ist Gefühls- und Empfindungsache.“

Er sah mich an und lachte ein wenig, ich aber machte ein ganz ernstes Gesicht und lachte gar nicht. Da klopfte er mich auf die Schulter und sagte begütigend: „Na, na! es wird schon werden.“

Nun konnte ich nicht länger maulen, ich nickte ihm freundlich zu und sagte wieder wie gewöhnlich: „Guten Morgen, Herr Professor!“

„Guten Morgen, mein Kind!“ rief der alte, gute Polsterer erleichtert mir nach.

Aber nicht Zelter allein zeigte uns so viel Güte

und Teilnahme, auch unser Arzt, Dr. Barez, besuchte uns zuweilen, und nicht nur, um nach der kranken Lore zu sehen; er plauderte gern ein Viertelstündchen mit uns, und obgleich noch jung, schön und lebensfroh, hatte er doch stets einen ernsten, fast väterlichen Ton für uns. Wir mußten ihm von unsern Arbeiten, Einnahmen und Ausgaben erzählen. Er fragte scherzend, ob wir auch ordentlich Buch führten, und als Mine ihm darauf mit einiger Befriedigung unser Ausgabebuch zeigte, blätterte er darin und rief: „Sehen Sie, da finde ich doch eine unnütze Ausgabe.“ Wir sahen ihn alle erschrocken an, er zeigte mit dem Finger auf eine Stelle — Honorar für den Arzt — Wir schwiegen verlegen.

„Im Ernst!“ sagte er und drückte Mutter herzlich die Hand. „Wenn Sie mir zeigen wollen, daß Sie Vertrauen zu mir haben, darf diese Ausgabe in ihrem Buche nie mehr zu finden sein.“

So von allen Seiten mit Liebe und Güte gehegt und gepflegt, mußte ich das Leben nicht schön finden? und war meine ungetrübte, stets gleiche Heiterkeit nicht ganz natürlich?

Ich sah nichts als hellen, goldenen Sonnenschein.

Es konnte mir nicht mehr entgehen, daß Eduards Anteil für mich stets wärmer wurde. Mit freudigem Beben bemerkte ich, wie sein Blick zuweilen mit einem zärtlichen Ausdruck auf mir ruhte und allen meinen Bewegungen folgte. — Dies fühlte ich, auch wenn ich ihn den Rücken zugekehrt hatte. Wandte ich mich um und er glaubte sich von mir ertappt, so war er freilich kälter und schroffer als zuvor. Mich kümmerte das aber nicht

mehr, denn ich hatte die feste, unumstößliche Überzeugung, daß seine Kälte nur Verstellung sei.

Die Luft ward immer wärmer, das Laub immer voller. Alles freute sich der Schönheit des Sommers, wir aber empfanden fast nur die unangenehmen Seiten der warmen Jahreszeit.

Schien die Sonne ganz früh in unsere Fenster, so schämten wir uns noch im Bette zu bleiben, während die Zeit schon zur Arbeit nutzbar gemacht werden konnte, und standen wir auf, wie endlos wurden diese Sommertage mit ihrer immer gleichen Helle und beschwerlichen Wärme; auch die Arbeit mit heißen Händen und müden Augen schaffte nicht viel. Ging ich in der Mittagsruhe von meinen Stunden nach Hause über die großen Plätze voll Sonnenglut und Staub, so mußte ich mir noch Vorwürfe dabei machen, schlechten Unterricht gegeben zu haben. Aber wie sollte ich diese Schläfrigkeit, diese Abspannung überwinden.

Einmal faßten wir den Entschluß, uns auch eine Erholung im Freien zu gönnen. Wir wählten einen klaren, hellen Tag, um vor dem Regen sicher zu sein, arbeiteten nur bis Mittag und rückten gleich nach dem Essen aus, um recht lange Zeit zum Genießen zu haben. Da kam schon die erste Schwierigkeit: Wohin gehen? — Da wir uns so selten ein Vergnügen machen, so müssen wir den hübschesten Ort wählen — also nach dem Tiergarten.

Wir gingen.

Fast versengt von der Sonne, die in den schattenlosen, breiten Straßen erbarmungslos auf uns niederfiel und den leichten Staub unter unsern Füßen noch trockener

und heißer machte, erreichten wir nach langem, langem Wandern das Thor. Mutter war schon so ermüdet, daß wir sie kaum bewegen konnten hinauszutreten.

Unter den Bäumen ging sich's besser, aber ach, wie sahen Büsche und Blätter aus! Als wären sie mit Mehl bestreut, standen sie traurig am Wege. Elegante Equipagen fuhren rasch an uns vorüber und warfen uns dicke Staubwolken in die Augen. Endlich waren wir am Ziel. Ein Gasthaus hinter schattigen Bäumen, unter welchen zahllose Tische und Stühle standen, sah sehr verlockend aus. Aber die meisten Stühle fanden wir besetzt, und so war es uns nicht vergönnt, wie wir unterwegs gedacht hatten, ein abgelegenes, kühles Plätzchen zu finden. Wir nahmen erschöpft am nächsten Tische Platz, froh, wenigstens sitzen zu können. Der Kellner trat heran, und da wir alle glühend überhitzt waren, bestellten wir aus Rücksicht für unsere Gesundheit Kaffee. Kaum war er fortgelaufen ihn zu holen, als uns Heue quälte im Hinblick auf unsere Kasse; auch sahen wir mit Beschämung fast alle übrigen Gäste genügsam bei einem Glase Bier sitzen. Indes der Kaffee kam, schmeckte uns gut und war bald getrunken. Ein Weilchen blieben wir noch abgespannt und gelangweilt unter den fremden Gesichtern und traten bald, notdürftig ausgeruht, den Rückweg an. Verstimmt und schweigend gingen wir durch die sonntäglich langweiligen Straßen nach Hause und hatten von dem ganzen Vergnügen, das uns mehr gekostet als wir an einem langen Tag angestrongter Arbeit verdienen konnten, nichts, als daß unser Stübchen, unsere Arbeit und unser stilles Leben uns nur um so besser gefiel.

Mine hatte bestimmt, daß alle Abend um sieben Uhr eine Erholungsstunde sein sollte, damit wir uns von dem ermüdenden Sitzen bei der Arbeit ausruhen könnten. Diese Stunde angenehm auszufüllen, legten wir uns nebeneinander ins Fenster, was viel mehr Vorteile brachte, als man glauben sollte. Erstens standen wir dabei, und schon das war eine günstige Veränderung. Dann genossen wir die frische Luft, und endlich hatten wir die Unterhaltung, Leute vorübergehen zu sehen. War das auch an und für sich nicht gerade interessant, so wußte es Mine durch ein Spiel, das sie erfunden hatte, dazu zu machen.

Von allen Personen nämlich, die an unserm Hause vorüberkamen, sei es Mann oder Frau, mußte sich jede von uns ein Stück ihres Anzuges wählen. O, was für Mützen, Westen, Schals und Kleider hatte ich schon, und wie stritten wir uns, wenn unsere Wahl auf denselben Gegenstand gefallen war. Die eifrigste von allen bei diesem Spiel war Mutter, und ich erinnere mich eines Abends, an welchem sie, als ein Tagelöhner vorüberging, voll Bestürzung ausrief: „Kindercher, von dem kann ich wahrhaftig nichts gebrauchen, erlaßt mir den.“

Trotz unseres festen Vorsazes, nach dem mißglückten Spaziergang nie mehr dergleichen zu unternehmen, war dennoch eine so unbezwingliche Lust in uns erwacht, nur einmal wieder hinauszukommen ins Freie, daß wir nicht zu widerstehen vermochten. So beschlossen wir denn, wenn das Wetter schön bleibe, am nächsten Tage nach Schönholz zu unsern alten, lieben Freunden zu gehen, und um nicht von der Hitze zu leiden, gleich früh am Morgen auszurücken.

Der Vorschlag dazu war von Mine ausgegangen und versetzte uns in einen wahren Freudenrausch. Keines hatte mehr Lust und Ruhe zur Arbeit; von nichts als von dem morgigen Vergnügen wurde gesprochen, und gerade war Mutter mit einigen Vorbereitungen dazu beschäftigt, als Eduard kam. Wir sagten ihm von unserm Vorhaben, und er, begierig den vielgepriesenen Lieblingsort kennen zu lernen, versprach uns später nachzukommen; ein Grund mehr zu einer schlaflosen Nacht.

Endlich war es Zeit aufzustehen; heute brauchte Mine nicht lange zu wecken, wir sprangen aus den Betten gleich ans Fenster, um nach dem Wetter zu sehen. Der Morgen war göttlich. „Das wird einmal ein Tag werden!“ rief Mine mit ihrer frischen, fröhlichen Stimme, „nun Kinderchen, macht, daß wir fortkommen.“ Es dauerte nicht lange, so wanderten vier frohe, glückliche Menschen zum Tore hinaus.

In ein Tuch gebunden trugen wir abwechselnd einige Lebensmittel, die wir mitgenommen hatten, da wir wußten, daß man in Schönholz an Wochentagen selten auf den Empfang von Gästen vorbereitet war. Weit schneller, als wir erwartet, hatten wir das kleine Gehölz erreicht, das mir in der Erinnerung viel weiter geschienen, aber es entzückte mich heute nicht weniger als damals, da ich es als Kind zuerst gesehen. Die lieben Fichten, noch immer Stamm an Stamm so rötlich schimmernd, der Boden noch immer ebenso glatt von Nadeln! Aber zum Schwärmen und Erinnern war heute nicht Zeit; die Gegenwart war ja so schön!

Wir erreichten das Ende des Waldwegs. Die Um-

zäunung, die das Gehölz vom Gute trennte, war noch weiter umgesunken, lag fast auf dem Boden. Der Hund auf dem Herrenhofe bellte wie früher, und wie früher lehrten wir uns nicht an ihn, gingen vorüber und freuten uns über die Getreide- und Kartoffelfelder, die auf der andern Seite des Weges voll und üppig standen. Noch eine Strecke weiter bei der kleinen Kolonie vorbei, und schon schimmerte das rote Dach des Schulhauses hinter den Kirschbäumen hervor. Es überkam uns wieder das traute, heimische Gefühl, wie beim allererstenmal.

Eduard hatte sein Versprechen, uns nachzukommen, nicht vergessen, und stand, ganz so gekleidet, wie er wußte, daß wir ihn am liebsten sahen [im grünen Frack mit goldenen Knöpfchen] nach wenig Stunden vor uns.

„Das ist ein gutes Zeichen,“ flüsterte ich Minen zu, „heut wird er gewiß lebenswürdig sein!“

Ich hatte richtig prophezeit; er hörte alles gern mit an, was wir von unserer Kindheit, unsern Spielen ihm erzählten. Es gefiel ihm alles; der kleine Friedhof neben dem Hause rührte ihn ebenso wie uns durch seine Anspruchslosigkeit. Noch immer war weder Umzäunung noch irgend eine Abgrenzung zu sehen, kein Kreuz, kein Stein bezeichnete die Gräber; ihr einziger Schmuck waren immer noch die kleinen, roten Graßnelken, die auf ihren schlanken Stielen sich wiegten.

Eduard bückte sich, pflückte ein paar und machte einen Strauß davon, reichte mir ihn im Weitergehen und sagte mir leise, liebe Worte. Nun wußte ich auf einmal, warum ich diese Blümchen immer so geliebt hatte. Ich steckte den Strauß an die Brust. O, du liebes,

liebes Schönholz, du hast ja Zauberkraft! So etwas hatte er mir noch niemals gesagt.

Zu all unsern Lieblingsplätzen führten wir ihn, in den jetzt ganz verwilderten Herrengarten, an umgestürzten Statuen, verfallenen Lusthäusern vorüber.

Gegen Abend gingen wir noch durch die ärmliche Kolonie, wo die Leute vor den Türen saßen und uns freundlich begrüßten.

Die Sonne war im Untersinken als wir wieder auf den Friedhof kamen. So herrlich hatte ich sie nie gesehen. Gleich einem weiten, goldenen Mantel lag ihr Schimmer auf den Gräbern und der weiten Ebene ausgebreitet. Wir alle standen prächtig wie in Purpur gehüllt da. Keines von uns sprach ein Wort, der Anblick war so groß, daß wir in ehrfurchtsvollem Schweigen staunten. Mir traten die Tränen in die Augen, und ich sah verstohlen zu Eduard auf und begegnete seinem Blick.

Die Sonne war verschwunden, ein leichter Nachtwind erhob sich.

„Kommt Kinder, es ist Zeit,“ sagte Mutter mit leiser, sanfter Stimme. Wir gingen und blickten noch oft, wie um Abschied zu nehmen, zurück.

Zu meinem größten Erstaunen ließ sich Eduard in den nächsten Tagen gar nicht bei uns sehen, worüber die Schwestern und selbst Mutter sich nicht genug verwundern konnten. Endlich, als fast eine Woche vergangen war, kam er, war steif, frostig und gemessen. Meine begann natürlich gleich von dem schönen Tag in Schönholz zu sprechen, und wie sie mit Freunden daran

zurückdenke. Eduard antwortete kurz, einsilbig und suchte sehr absichtlich auszuweichen, ja es schien mir, als ob selbst die Erinnerung an jenen Tag ihm unangenehm sei.

Ich war empört. Er liebte mich, davon war ich fest überzeugt, aber er schämte sich dieser Liebe und wollte sie mit Gewalt bekämpfen; das reizte meinen Stolz aufs Äußerste, ich beschloß nicht nur äußerlich, nein auch im Innersten gleichgültig und kalt gegen ihn zu werden. Hätte er mich nicht lieben können, sagte ich mir, so würde ich traurig, unglücklich gewesen sein, aber es hätte mich nicht gehindert ihn zu lieben. Daß er seine Liebe zu mir wie eine Sünde los zu werden suchte, das konnte ich nicht ertragen und wollte es auch nicht.

Bei seinem nächsten Besuch fühlte ich mich wirklich — wie ich es gewollt — ganz gleichgültig gegen ihn. Er mochte es wohl merken, und drang mit Fragen und Bitten in mich, aber sie machten keinen Eindruck: Ich blieb standhaft höflich und kalt.

Die Eltern einer meiner Mitschülerinnen Zelters hatten uns zu einer Spazierfahrt eingeladen. Ich hatte allen so viel von meinem lieben Schönholz erzählt, daß sie es für ein kleines Paradies halten mußten und zum Ziel des Ausflugs machten.

An einem hellen, sonnigen Morgen fuhren wir auf mehreren Wagen zum Tor hinaus. Die Fahrt war allerliebft. Ein junger, eleganter Herr — Funck hieß er — sang und deklamirte unterwegs, war überhaupt so liebenswürdig und munter, daß er sich aller Herzen rasch gewann. Es entging mir nicht, wie sehr er

sich um mich bemühte, und ich bemerkte recht gut, wie angelegentlich man den „immer freundlichen, liebenswürdigen jungen Mann“ gegen mich zu loben und herauszustreichen suchte. Es war mir unsagbar peinlich. Wußte ich doch nur zu genau, daß meine Freundin ihn anschwärmte, über eine Erwiderung ihrer Gefühle bei ihm aber noch sehr in Zweifeln war. Wie oft hatte mich Minna schon zur Vertrauten ihres Herzens gemacht.

In Schönholz angelangt, bereiteten wir sogleich ein ländliches Frühstück, wobei auch die Herren uns behilflich sein mußten. Minnas Vater schlug vor, daß in ähnlicher Weise wie bei dem Feste in Donna Diana durch das Los jeder Dame ein Ritter zuerteilt werden solle, der die Verpflichtung habe, sie zu begleiten, zu beschützen und ihr alle Ritterdienste zu erweisen. „Das ist wunderhübsch! Bravo, bravo!“ riefen alle.

Mit ernster Miene schüttelte er die Lose durcheinander und rief mit komischem Pathos: „Meine Herren, jetzt naht der wichtige Augenblick!“

Funct trat zuerst hinzu, griff in das Tuch, wickelte sein Papierchen auseinander und rief: „Hellblau!“

„Ach Gott! das ist ja meine Farbe,“ sagte ich ganz erschrocken; ich dachte an Minna. „Das trifft sich ja charmant,“ flüsterte Minnas Vater mir zu und lächelte. Minna lächelte auch, aber ich wußte recht gut, wie ihr zumute war und fühlte mich ganz unglücklich.

Scherzhast ließ Funct sich mit ritterlichem Anstande auf ein Knie vor mir nieder, zitternd vor Verlegenheit befestigte ich die Schleife an seiner Brust.

Wir gingen durch den verwilderten Park, an all

den Stellen vorüber, die ich kurz zuvor mit Eduard besucht hatte. Ich erinnerte mich, was er da und dort gesagt, wie lieb und freundlich er gewesen, und es überkam mich ein eigenes wehmütiges Gefühl. Aber ich besann mich auch, wie abscheulich er sich nachher benommen, daß er sogar das Gedächtnis dieses Tages gern ausgelöscht hätte, und mein Entschluß, mich gänzlich von ihm loszusagen, stand wieder mit aller Lebhaftigkeit vor meiner Seele.

Es schien, als ob Funck mir diese Aufgabe erleichtern wollte, denn so voll feiner Aufmerksamkeiten und Galanterien hatte ich ihn noch nie gesehen. Zwar sagte ich mir immer, daß dies alles heute nur ein Spiel sei, aber dennoch machte es mir den angenehmsten Eindruck. Mein Aberglaube, daß in Schönholz ganz besondere Zauberkräfte für mich verborgen lägen, fand wieder neue Nahrung.

In den engeren Wegen des Blumengartens nahe am Herrenhause mußte die Gesellschaft sich mehr vereinzeln, und Funck wußte so geschickt dem einfachsten Gespräch eine interessante Seite abzugewinnen, daß ich es kaum bemerkte, wie wir plaudernd den andern weit vorausgingen. Er bückte sich, pflückte von einem der Beete eine Rose und reichte sie mir. „Pflücken Sie nicht!“ rief ich erschrocken, „das ist hier nicht erlaubt!“

„Für Sie tue ich auch etwas Unerlaubtes,“ antwortete er.

Ich nahm die Blume und war eben im Begriff, sie an die Brust zu stecken, als plötzlich Eduards Bild so deutlich vor mich trat, daß ich wie von einer starken Hand zurückgehalten zögerte. „Ei was!“ sagte ich mir

trozig, „er verdient es nicht um mich, ich bin frei und kann tun und lassen, was ich will.“ Ich steckte die Rose an.

Wir stiegen einen kleinen Berg hinan. Funck stützte mich dabei, ich war still und nachdenklich geworden, er bemerkte es und befragte mich teilnehmend um die Ursache, ich antwortete nicht, mein Herz pochte heftig, und mein Gewissen quälte mich. Ich hätte gern die Blume fortgenommen, denn sie brannte auf meiner Brust, aber ich wagte es nicht, da sein Blick auf mich geheftet war, und ich ihn zu kränken fürchtete. So hatten wir die Höhe erreicht und setzten uns, um auszuruhen, in eine Birkenlaube; auf derselben Bank hatte ich neben Eduard auch gesessen.

„Wie hübsch man hier den ganzen Garten übersieht, das ist ein angenehmes Plätzchen,“ sagte Funck.

„Richt wahr?“ rief ich erfreut. — Das gerade hatte Eduard auch gesagt; ich hörte den Ton seiner Stimme, sah ihn, wie er gerührt von der Schönheit der Natur entzückt meine Hand faßte — und alle meine Vorsätze waren dahin. Dreist und kühn nahm ich die Rose von der Brust, keine Rücksicht hielt mich mehr zurück, ich zerpflückte sie und fühlte mein Herz sich erleichtern, als ein Blättchen nach dem andern auf den Boden fiel.

Funck sah es wohl, aber er sagte nichts und schweigend kehrten wir zur Gesellschaft zurück.

In Eduards Stimmung schien wieder eine Wandlung vor sich gegangen zu sein. Die strenge Kälte hatte er fast ganz abgelegt, statt dessen aber war er schwermütig, still und traurig. Er konnte stundenlang dazusitzen,

ohne ein einziges Wort zu sprechen, von Zeit zu Zeit nur heftete er einen unendlich wehmütigen, fragenden Blick auf mich, dann sprang er plötzlich auf und eilte fort, ohne irgend einen Grund der Entschuldigung zu sagen.

Ich merkte nun recht gut, was dieser fragende Blick und diese Schwermut zu bedeuten habe. Ich wußte es, und täglich bestimmter, daß er mich liebe; daß nur Zweifel an meiner Gegenliebe ihn quälten, da er zu verschiedenen Malen gegen Mine geäußert hatte, er glaube gar nicht, daß ich zu lieben fähig sei.

Seine Qual machte mir wenig Sorge, ich wußte ja am besten, wie unbegründet sie war. Er liebte mich, mehr wollte, mehr verlangte ich nicht. In meinem mehr als kindischen Leichtsinn dachte ich um keine Minute weiter hinaus in die Zukunft. Eine wahrhaft ausgelassene Lustigkeit bemächtigte sich meiner und gerade dies schien Eduard zu verletzen, denn je heiterer ich, um desto düsterer ward er. Das konnte aber alles nichts helfen, ich war und blieb froh und mußte manchesmal mich wegwerden, das Lachen zu verbeißen, wenn er in seinem selbstgeschaffenen Kummer so jammervoll neben mir saß.

Wie hatten wir die Rollen jetzt vertauscht: Er, der mit aller Macht gegen eine Neigung, die er seiner unwerth hielt, kämpfte, erlag dem Kampfe und mußte alle Pein, die er mir verursacht hatte, im gesteigertsten Maße empfinden. Die Liebe, die er zu unterdrücken sich bemühte, brach desto glühender hervor, je mehr er sich dagegen sträubte; und mit der ganzen Kraft seiner Seele rang er jetzt, das zu gewinnen, was er vorher zu bekämpfen versucht hatte.

---

Das schöne, milde Herbstwetter veranlaßte Eduard, uns öfter zu kleinen Spaziergängen aufzufordern, und Mine, die fleißige Mine, war stets bereit die Arbeit fortzulegen. Sie hatte wohl — so gut wie ich — bemerkt, daß er im Freien sich freier fühlte, und darum wußte sie, die sich nie eine Erholung gönnte, uns allen deutlich zu machen, wie notwendig Bewegung in frischer Luft sei.

Das gewöhnliche Ziel dieser Wanderungen war fast immer eine kleine Anhöhe, ziemlich entfernt von der Stadt, auf welcher mehrere Windmühlen standen, ein Ort, der keinen andern Vorzug als den der Einsamkeit besaß. Wir waren gern hier, denn tausend Erinnerungen machten uns den Aufenthalt lieb. Wie früher setzten wir uns zum Ausruhen auf einen umgehauenen Baumstamm und zogen, obgleich wir uns ganz sicher wußten, erschreckt den Kopf zurück, wenn die weit ausgebreiteten Mühlenflügel hoch über uns schwebten und pfeilschnell hinabfuhren.

Auf diesem elenden Windmühlenberg verlebten wir nun die poetischsten Stunden. Eduard saß neben mir, und als wäre die Natur der Schlüssel zu seinem innersten Wesen, so öffnete sich hier seine Seele vor uns. Jedes Hälmchen von der Luft bewegt, jedes vorüber-schwirrende Insekt, das verworrene Getöse, das aus der Stadt zu uns herüberklang — alles, alles gab Stoff zu schönen, innerlichen Gesprächen.

Zuweilen begleitete uns Naide auf diesen Spaziergängen, die freilich dann einen ganz andern Charakter erhielten. Wir mußten an ihrem Hause vorüber, und die gutmütige Mine konnte nicht umhin, sie zum Mitgehen aufzufordern, so wenig angenehm mir dies auch

war. Eduard schien meine Empfindung nicht zu teilen, denn er war gleich viel munterer, frischer, wenn Naide dabei war, und ging auf all ihre ausgelassenen Spässe ein. Mir war das unerträglich, und ich fand sie entsetzlich kokett. Selbst auf dem geheiligten Windmühlenberge hörten die Tollheiten nicht auf.

Sie riß Gras aus, warf Eduard damit, versteckte sich lachend hinter Mine, die eifrigst bemüht war, sie zu schützen, als er sie verfolgte. Mutter, Mine, Lore, alle lachten und amüsierten sich, selbst der Müller steckte wie bei einem kleinen Uhrwerk seinen Kopf aus der Luke und lachte. Nur ich — für die das eigentlich der rechte Spaß hätte sein müssen — saß still und in mich gelehrt, erinnerte mich all der ernstesten, schönen Gespräche, die wir hier miteinander gehabt, und fand es bemitleidenswert klein von Eduard, hier solche Poffen zu treiben.

„Er ist doch allerliebste!“ flüsterte mir Naide zu. Ich stand auf, ohne zu antworten.

„Was ist dir nur heute?“ fragte sie.

„Ja, Therese, Sie sind so still, fehlt Ihnen etwas?“ fragte Eduard, sah mich freundlich an und ging auf dem Rückwege still neben mir her. Nun war ich wirklich dem Weinen nahe über mein dummes Benehmen. Ich haßte Eduard, Naide und mich am allermeisten.

Eines Abends hatten wir uns so ins Plaudern vertieft, daß Eduard weit über die gewöhnliche Zeit hinaus bei uns blieb. Erschrocken sprang er auf, als der Wächter uns mit der gellenden Pfeife die Uhr verkündigte. Mine nahm ein Licht und den Hauschlüssel, ihn hinauszulassen, und da sie sich ängstigte, allein durch das dunkle

Haus wieder hinaufzugehen, bat sie mich sie zu begleiten. Auf der untersten Stufe blieb ich stehen, sagte: „Gute Nacht!“ und flüsterte Mine ins Ohr: „Frag ihn, wann er wieder kömmt!“

„Was sagt Therese Ihnen da?“

„Ach nichts! Ich soll Sie fragen, wann Sie wieder kommen,“ erwiderte Mine und ging den Flur entlang, um die Türe aufzuschließen.

„Warum fragen Sie mich denn nicht selbst? Bald, recht bald komme ich wieder,“ rief Eduard, ergriff meine Hand, preßte einen glühenden Kuß darauf und eilte die Treppe hinunter zum Hause hinaus.

Ich folgte Minen langsam zurück ins Zimmer. Immer fühlte ich den Kuß noch auf meiner Hand, das Herz pochte mir fürchterlich. Ich sprach kein Wort, weil ich mich zu verraten glaubte. Beim Auskleiden hütete ich mich, die Hand zu berühren, und als ich im Bette lag, küßte ich leise die Stelle, auf der seine Lippen gebrannt hatten, und am andern Morgen war ich kindisch genug, nur die linke Hand zu waschen.

Der Verkehr zwischen mir und Eduard ward indessen immer schwieriger. Ich fühlte mich immer sicherer in dem Bewußtsein seiner Liebe, war unbekümmert und froh. Er dagegen, je mehr er seine wachsende Neigung zu mir merkte, ihrer nicht mehr Herr werden konnte, es auch nicht wollte — denn was ihm sonst als wichtiger Grund erschienen, kam ihm jetzt gering vor — ward immer zweifelhafter, ob meine Zuneigung mehr als eine freundliche Gewohnheit sei. Mehrere Monate dauerte



Therese Devrient als Braut 1822

gez. v. Wilh. Hensel

Landesbibliothek  
Karlsruhe

dieser peinliche Zustand. Er wandte sich an Mine, seine alte Vertraute, sie solle ihm sagen, ob sie glaube, daß ich ihn liebe, er müsse jetzt Gewißheit haben, er wolle diese Zweifelsqual los sein.

Mine versicherte, sie sei von meiner Liebe zu ihm fest überzeugt, er möge mich selbst darum befragen.

Abends beim Schlafengehen teilte mir Mine diese Unterredung mit und forderte mich auf ihm freundlich zu antworten.

„Ach Gott, das ist ja schrecklich,“ rief ich, „nein, nein, er soll nicht mit mir davon sprechen, ich laufe fort, wenn er kommt.“

Mutter meinte, ich sei für mein Alter doch auch gar zu kindisch, und Mine meinte, es sei doch schändlich, einen Menschen so zu quälen.

Am folgenden Tage, es war in der Dämmerstunde, Mutter stand am Ofen, Mine und Lore machten ihre gewöhnliche Abendpromenade durchs Zimmer, ich saß auf dem Tritt am Fenster, als Eduard eintrat. „O Gott, da ist er wirklich,“ sagte ich vor mich hin, doch ich sprang nicht hinaus, was meine erste Regung war, lief auch nicht davon, wie ich erst gewollt — — — und so ward der 13. Februar [1821] der Tag, der über mein ganzes künftiges Leben entschied. —

Als ich am andern Morgen erwachte, war mir alles wie ein Traum, ich konnte mich gar nicht besinnen. Mutter vermied ich anzusehen. Ich fürchtete, sie möchte davon mit mir sprechen, und ich fühlte mich von einer Empfindung bewegt, die man nicht berühren durfte. Wie war ich ernst,

gar nicht, als ob ich noch ich selbst wäre. Und durch all mein Denken hindurch zog sich das Wort, das ich gestern gehört hatte: „Therese! Ich hab' Sie wie meine Seele lieb!“

Da Eduard zu kommen versprochen hatte, blieb ich zu Hause, zog mich sorgfältiger an und tat, als merke ich es gar nicht, daß Mutter fast feierlich umherging, unser kleines Stübchen zu Eduards Empfang hübsch herzurichten. Mit Herzklopfen und Bangen ging ich im Zimmer umher, als Mine mit freudestrahlendem Gesicht hereintrat. „Stellen Sie nur hier nieder!“ rief sie einem Manne zu, der einen großen, blühenden Fliederbaum und einen schönen Rosenstock trug.

„Sieh nur, von Eduard,“ sagte sie, als der Mann fort war, und sah mit Tränen in den Augen mich an. „Nun, freust du dich denn nicht?“ „O ja,“ sagte ich gezwungen.

Mir tat der Vorzug weh, er kam mir den Schwestern gegenüber so unverdient vor, die so gut, so aufopfernd waren und nichts als Sorge und Mühe hatten.

Ich saß gedankenvoll da, als Eduard rasch eintrat. Es lag eine Heiterkeit, ein so heiliger Friede auf seiner Stirn, daß ich mich zu ihm hingezogen fühlte und gern zu ihm gelaufen wäre, aber die dummen Füße gingen nicht, und ganz meiner Empfindung entgegen stand ich wie ein Holzblock da. Eduard kehrte sich nicht daran, kam auf mich zu, umfaßte mich und flüsterte: „Meine kleine, süße Braut.“ Ich lehnte mich an ihn, und es durchdrang mich ein Gefühl von Sicherheit, als könne mir nun im Leben nichts Übles mehr geschehen.

Wie wir so traulich plaudernd bei einander saßen, wandte sich Eduard an Mutter, ob sie nicht auch der

Meinung sei, unser Verlöbniß noch ganz geheim zu halten. Vor der Welt, meinte sie, sei es ihr ganz gleich, aber seinen Eltern, darum hätte sie ihn dringend, müsse er gleich davon in Kenntniß setzen.

„Ich bin erst 19 Jahre,“ erwiderte er zögernd, „lassen Sie mich wenigstens bis in den August zu meinem 20. Geburtstag warten.“

Es kränkte mich im Augenblick ein wenig, seinem Wunsche aber brachte mein Stolz gern das Opfer.

Zur Mittagszeit mußte Eduard uns verlassen, da er seine Rolle für den Abend noch zu repetieren hatte. „Heute sehen wir uns nun nicht mehr, aber morgen, morgen recht früh,“ sagte er, dann zog er seine Brieftasche hervor und gab mir zwei Gedichte, die er in den letzten Tagen vor unserer Verlobung für mich gemacht hatte, „damit du dich, auch wenn ich nicht bei dir bin, mit mir beschäftigen kannst,“ flüsterte er mir zu. Wie war ich begierig, zu lesen.

Das eine „An den Mond“ trug ganz den Ausdruck seiner Zärtlichkeit für mich und war zugleich ein Bild der damaligen Jugend, heutzutage läßt sie den guten Mond ungeniert und ungestört durch die Wolken gehen. Ich gab es Mine zu lesen, die mich darum bat. Das andere, glühend-feurig, versteckte ich; ich schämte mich, es ihr zu zeigen. Später hat Mendelssohn, der Freund und Vertraute Eduards, dieses Lied sehr schön komponiert\*) und oft in jugendlichem Übermut Eduard aufgefordert bei größeren Gesellschaften es mit ihm zu singen.

\*) Kennst du nicht das Blutverlangen, Mendelssohns Lieder opus 9, 2 (op. 142 der Gesamtausgabe. Serie 19 Nr. 14).

Dabei machte er sehr verschmizte Mienen, sah öfter zu mir hinüber, mich in Verlegenheit zu bringen. Sie nannten es scherzhaft: „Das öffentliche Geheimnis.“

Nach Tisch ging ich zum erstenmal wieder zu meinen Unterrichtsstunden. Wie anders kam mir alles vor, ganz verändert; die Straßen breiter und heller, die Häuser, als ob sie neu abgeputzt wären, so festlich sah alles aus. Aber wie sonderbar, daß ich jetzt hier auf der Straße zum erstenmal eine dankbare, deutliche Empfindung meines Glückes hatte. Mir war so stolz, so groß zumute, als ob ich von einer Höhe auf alle andern Menschen niederblickte. Oft mußte ich stille stehen, Atem schöpfen, so rasch ging es, weil meine Füße mit dem Klopfen meines Herzens Schritt halten wollten.

Meine Schülerinnen freuten sich mich wieder zu sehen; ich hatte einige Stunden heftiger Zahnschmerzen wegen versäumen müssen, sie fragten teilnehmend, wie es mir ginge. Da fing ich an zu lachen, so unglaublich komisch kam mir die Frage vor.

Abends waren wir allein. Als ich meine Arbeit holte und mich zu den andern an den Tisch setzte, sagte ich lachend: „Ach, Gott sei Dank, heute hab ich doch wieder einen ruhigen Abend.“

„Pfui, schäme dich!“ schrie Mine auf. Selbst im Scherz mochte sie so etwas nicht hören.

Der Abend war aber wirklich allerliebft. Wir arbeiteten, plauderten, machten Pläne, und daß Eduard der Mittelpunkt all unserer Gespräche war, versteht sich von selbst. Ach wie hübsch konnt' ich ihn lieb haben, ja sogar zärtlich sein, wenn er nicht zugegen war.

Am nächsten Morgen erwartete ich Eduard viel früher, als er möglicherweise kommen konnte. Ich ließ es mir gern gefallen, daß Mine meinen einfachen Anzug zu verschönern suchte, und es rührte mich recht, wenn sie alle Augenblick wiederkam, meine Locken anders zu legen, weil sie ihr kürzer als gewöhnlich vorkamen. Endlich hörte ich Eduard auf der Treppe, mein Herz klopfte heftig, hüpfte vor Freude, ich hatte die Augen schon mehr in meiner Gewalt, denn sie nickten ihm freundlich zu, als er eintrat. Mutter ging bald in die Küche, die Schwestern waren fleißig bei ihrer Arbeit, so konnten wir ungehindert flüstern und plaudern.

Wichtiges sprachen wir wohl eigentlich nicht, und doch kam es mir so vor. Er wußte so viel von seiner Liebeseligkeit zu erzählen, wie alle Zweifel, alle Not von ihm gewichen sei, wie er schon so lange, lange mich liebe, wie gut ich sei und wie er durch mich immer besser zu werden hoffe.

Du lieber Gott! Ich bekam ordentlich Respekt vor mir. Wie sehr er mich überschätzte, das fühlte ich wohl, doch mochte ich es nicht sagen; er hätte es für Bescheidenheit, für Anspruchslosigkeit gehalten und mir noch eine neue Tugend mehr aufgebürdet. Das wollte ich nicht, so blieb mir denn nichts übrig, als währenddessen still im Innersten Gott zu bitten, daß ich dieses Lobes würdig und nur etwas davon zu verdienen imstande sei. Mir war wunderbar zumute. So über alle Beschreibung wohl, und dennoch mußte ich das Weinen beständig unterdrücken. Auch war ich nie zuvor so dumm gewesen; sprechen konnte ich gar nicht, nickte zu allem

nur und sah höchstens einmal zu ihm auf, dann aber geschwind wieder fort, weil mir die Tränen in die Augen traten.

Wodurch er plötzlich von meiner Hand, die er küßte, auf das Christentum kam, das weiß ich wirklich nicht zu sagen; genug aber, er äußerte seine Freude, mich bald Christin zu wissen. Daß wir dann auch im Glauben eins wären und wie es ihn beglücke, mich seinem lieben Heiland zuzuführen, nach dem ich mich gewiß schon lange sehne.

Ich schwieg, denn ich wußte nichts zu sagen, so verdußt war ich. Dem Christentume war ich nur dem Namen nach fremd; von frühester Jugend an hatte mich die milde christliche Lehre mächtig angezogen — aber die Form des Bekenntnisses, welche Eduard verlangte, die schreckte mich zurück. „O du Proselytenmacher,“ dachte ich, „es ist dir am Ende doch wohl mehr darum zu tun, deinem Heiland eine Seele, als deinem Herzen eine Geliebte zu gewinnen.“ Ich war verletzt, verstimmt und durch seinen Heiland auf einmal aus allen meinen Himmeln vertrieben.

Raum war er fort, so fiel ich mit süchterlichem Grimme über mich her; ich schalt mich undankbar und sagte: Weißt du denn nicht, daß er durch seine Religion erst den Frieden, die Ruhe seiner Seele gefunden hat, und ist es denn nicht natürlich und schön von ihm, daß er das, was ihn beseligt, auch mir verschaffen möchte. Verdrießlich war ich aber doch und blieb dabei, daß ein junger Sänger von 19 Jahren schlecht zum Theologen passe, und daß ich überdies auch gar keinen Theologen

zum Manne haben wollte. Ich ging still und schweigend zu Bett, konnte lange nicht schlafen, da fiel mir ein, was wohl der Grund von Eduards religiöser, ja damals noch fast pietistischer Richtung sein könne.

Es hatte sich ein Verein von jungen Leuten gebildet, eine Art von Tugendbund, zu welchem Eduard, sein intimster Freund, der Maler Wilhelm Hensel und Graf Kalkreuth auch gehörten. Die Tendenz der jungen Leute war jedenfalls eine gute, sie strebten nach dem Idealen in Kunst und Leben, schwärmten und dichteten. Hensel und Kalkreuth veröffentlichten sogar ein kleines Buch, Bundesblüten betitelt. Das alles war jugendlich und der damaligen Zeit angemessen. Nur eins erregte meine Sorge; es war der Verkehr mit dem Hauptleiter dieses Kreises, einem etwas älteren, geistreich witzigen, äußerst streng katholischen Manne. Er hatte sich eine große Gewalt über die Herzen der jungen Leute erworben und ihre Neigung zum Mystizismus geweckt und genährt.

Hensel ganz besonders neigte zum Katholizismus, war aber trotzdem ein sehr munterer, angenehmer Gesellschafter. Ob er in seiner Kunst sehr bedeutendes geleistet hat, weiß ich nicht, aber seine Bildchen nach Lala Rookh, sowie einige andere, hatten ihn beliebt gemacht. Der König erwies ihm die Ehre, ein Bild bei ihm zu bestellen, welches im Vorzimmer des Konzertsaales im neu erbauten Schauspielhause seinen Platz finden sollte. Es waren verschiedene junge Maler beauftragt Szenen aus den klassischen Stücken zu malen. Hensel wurde Goethes Tasso zuerteilt. Er hat den Moment gewählt, wo Tasso vor der Prinzessin kniend von dieser

den Kranz empfängt; und der blonde, hübsche junge Tasso ist das ähnliche Porträt meines Eduard. Unsere Freude, ihn dort und auf diese Weise verewigt zu sehen, tröstete uns ein wenig über die für uns verlorenen schönen Stunden, welche er im Atelier des Freundes zubringen mußte.

Die Zeit des Zusammenseins war uns überhaupt knapp zugemessen, meine Vormittage waren meist besetzt mit Unterrichtgeben im Gesang, das mir viel angenehmer war als der Klavierunterricht und bedeutend besser bezahlt wurde. Dies beides machte mich hart genug, Sette, die Schneiderstochter, ihrem Schicksal oder vielleicht einem andern Klavierlehrer zu überlassen.

Eduard ging es nicht anders, auch seine Vormittage waren mit Üben, Lernen und Proben ausgefüllt, so blieben uns nur die Nachmittage. Eduard brachte einmal seine Rolle mit, um sich von mir überhören zu lassen. Zuerst genierte es mich ein wenig, wenn er memorierend im Zimmer umherging und Gebärden und Mienen machte. Bald hatte ich mich daran gewöhnt, und es machte mir Freude, ihm nützlich sein zu können. Seine Bescheidenheit und die liebenswürdige Art, wie er es aufnahm, machten mich so dreist, ihm Vorschläge zu machen, welche wir probierten und annahmen oder verwarfen. So kam es natürlich, daß ich alle seine Rollen mit ihm übte und mich ganz in seine Tätigkeit einlebte. Wie gern hätte ich ihn auf der Bühne gesehen, da aber sein Freibillet nur ein Parterreplatz war, konnte ich es schicklicher Weise nicht benutzen.

Beim Lernen der Rollen fiel es mir auf, daß alle

Charaktere, die seiner Jugend und Persönlichkeit anpassend gewesen wären, etwas Fremdes, Gemachtes hatten, während andere, die seinem Naturell ganz entgegen waren, lebendig und natürlich sich gestalteten; daß meine Beobachtung richtig war, hatte ich bald Gelegenheit, mich zu überzeugen. Graf Brühl hatte Eduard zwei Rollen zuerteilt, mit welchen er sehr glücklich zu mir kam. Die eine war die Titelrolle im „Reisenden Student“, einem Liederspiel, die andere der junge Johann in Kleists „Familie Schroffenstein.“

Wir übten sehr fleißig, und Mine und ich gingen sehr erwartungsvoll auf Eduards dringenden Wunsch ins Theater, ihn als Studenten\*) zu sehen. Sonderbar, mir lag das künstlerische Interesse so nah, daß es mir war, als hätt' ich an dem Abend gar kein persönliches für ihn. Die Rolle gelang ihm über mein und auch wohl des Publikums Erwarten. Der kurze Studentenrock und das rote Mützchen, die Gitarre über der Schulter standen ihm allerliebste. Er war so mutwillig ausgelassen, so graziös galant, daß ich meinen brummigen Eduard gar nicht wieder erkannte. Mine und ich gingen sehr vergnügt nach Hause. Als wir andern Tags ihm unsere Freude und Lob aussprachen, wunderte ich mich, wie wenig er sich daraus machte.

Einige Tage darauf war die „Familie Schroffenstein“\*\*), das Gelingen dieser Rolle lag ihm viel mehr am Herzen, und in großer Spannung und Aufregung

\*) Aufführung am 17. August 1824; doch spielte er den Wilhelm Mauser schon am 12. Oktober 1819 zum erstenmal.

\*\*) Am 18. und am 21. August 1824 spielte er den Johann.

gingen Mine und ich in das Theater. Das Stück machte mir trotz der vielen großen poetischen Schönheiten wenig Eindruck, auch Eduard genügte mir heute gar nicht, und ich überlegte es mir recht, wie ich ihm am nächsten Morgen meine Ansicht mitteilen sollte. Er kam, sah mich gespannt an und sagte: „Du bist nicht zufrieden.“ „Nicht ganz,“ antwortete ich, „du hast es hier im Zimmer alles lebendiger und hübscher gemacht. Es kam mir vor, verzeih den Ausdruck, als ob du deine Empfindungen statt sie von dir zu geben immer wieder hinunterschlucktest.“ Er sagte lachend: „Du bezeichnest es ganz richtig, ich war schrecklich aufgereggt, fürchtete zu outrieren, und ich kann mir denken, daß es dir dadurch so erscheinen konnte.“

Graf Brühl erkannte bald, daß Eduards Fähigkeiten seine jetzigen Rollen weit überragten, und daß er durch größere Aufgaben sein Talent entwickeln und rascher vorwärts kommen würde. Er wagte es und schickte ihm größere Partien, unter anderm den Paesielloschen Barbier\*), eine reizende Oper; nicht so glänzend und einschmeichelnd wie der von Rossini, aber voll Humor und echt musikalischer Wirkungen. Eduard war entzückend, sowohl im Gesang wie im Spiel. Der Graf war sehr glücklich und erteilte ihm von da an in der Oper sowohl als im Schauspiel große und wirkungsvolle Rollen zu.

\*) Die Chronologie hat sich in der Erinnerung verwickelt. Nach Eduards Rollenbuch hat er den Figaro in Paesiellos Barbier von Sevilla schon am 5. Nov. 1820, in Rossinis Barbier am 18. Juni 1822. Mozarts Figaro am 9. Nov. 1822 zum erstenmal gespielt.

Schon früher hatte er sich seiner mit fast väterlicher Güte angenommen, hatte jene Lehrer in der italienischen Sprache, sowie im kolorierten Gesang für ihn engagiert, kurz alles getan, was er für die Ausbildung eines jungen Talents in der Oper tun konnte. Die Empfehlung Zelters, der stets mit großem Selbstgefühl Eduard als seinen besten Schüler und den einzigen Sänger mit wahrhaft guter Schule pries, hatte nicht wenig dazu beigetragen, den Intendanten immer mehr für ihn zu gewinnen; und so wirkten beide vereint für seine Ausbildung. Freilich konnte diese nur einseitig sein, denn es gab für Anfänger in der dramatischen Kunst nirgends Institute oder Lehrer, die sich ihrer angenommen hätten, und so lernte auch Eduard gut singen, gewann durch Exerzieren und Reiten Sicherheit in der Haltung, fand aber keinen Menschen, so sehr er sich auch darum bemühte, der ihm speziell beim Studieren der Rollen hätte nützlich oder behilflich sein können. Auch sein berühmter Onkel Ludwig speiste ihn gewöhnlich mit der Rede ab: „Ach das verstehst du besser als ich, du wirst das schon machen.“

Auf Mutters dringenden Wunsch teilten wir Bruder Ludwig unsere heimliche Verlobung mit und baten ihn, als unsern natürlichen Vormund und Beschützer, um seine Einwilligung. Meiner Meinung nach mußte er sie uns mit größter Bereitwilligkeit geben. Wie groß war daher mein Erstaunen, als wir gleich eine Antwort erhielten, worin er in heftigen Ausdrücken Mutter Vorwürfe über diese Übereilung machte. Eduard sei fast noch ein Knabe, nicht imstande über seine Zukunft zu bestimmen, wie viel

weniger mein Schicksal an das feinige zu binden. Mir schrieb er, ich würde verständig genug sein, die ganze Sache nur für Galanterie, für einen Zeitvertreib anzusehen, den die Herrchen beim Theater sich gar zu gern mit jungen Mädchen machten. Eduard — den er außerdem schätze und liebe — müsse man es verzeihen, da er erst 19 Jahre alt sei und weder Welt noch Menschen kenne.

Es lag etwas in dem Ton seines Briefes, dem ich es anmerkte, daß er gern die Sache scherzhaft nehmen wollte, und das gerade verdroß mich am meisten. Ich setzte mich auf der Stelle zum Antworten und tat dies in meiner gewöhnlichen kurzen, trozigen Weise. Ich vergaß in dem Augenblick ganz, wie gut, wie treu Ludwig es immer mit mir gemeint, ich könnte mich noch heute mit bittern Vorwürfen darüber quälen, läge meine Entschuldigung nicht in dem einzigen Umstand, daß ich sehr jung war, und daß die Jugend egoistisch nur ihre Wünsche und Interessen anerkannt wissen will. Ich schrieb ihm, wir liebten uns und würden uns treu bleiben auch wenn die ganze Welt sich dagegen auflehnen wollte.

So verletzte ich durch meine Gereiztheit den besten Bruder und Freund, aber auch Eduard, der doch ruhiger und verständiger war als ich, schien ganz meiner Meinung zu sein. Wir glaubten uns im vollsten Rechte, nur durch die Prosa der Menschen mißverstanden, die nicht imstande waren, eine Liebe wie die unsrige zu begreifen.

Schwer lasteten die Sorgen auf uns, denn Eduard gestand mir, er fürchte, seine Eltern würden unsere Vereinigung ebensowenig wünschen wie Ludwig, und er sähe noch harten Kämpfen darum entgegen. So von allen

Seiten bedroht, wuchs unsere Liebe, ward stärker und fester. Alle diese Hindernisse gaben unserm Verhältnis in meinen Augen noch einen neuen Reiz und steigerten meine frohe Zuversicht.

Ein Blatt, das Eduard mir eines Morgens schickte, als er zu kommen verhindert war, trug nicht wenig dazu bei, diese Stimmung in mir noch mehr zu befestigen. Er schrieb:

Unendlich hat mich Deine treue Liebe erfreut, die sich gestern in jedem Deiner Worte so bestimmt und schmucklos aussprach. Sieh', meine Seele, so kann uns ja all das Stürmen nichts anhaben, so fest und treu, wie wir uns umfassen halten, kann nichts uns trennen. Was kann uns denn das Spötteln und das Reden schaden? Wenn jene Leute von der Möglichkeit einer wahren Liebe überzeugt wären, so würden sie an die unsere glauben; da sie es nicht vermögen, darf uns ja an ihrer Beurteilung nichts liegen. Ich will es Dir gestehen, meine Therese, ich habe heute einen Moment gewünscht, daß Du mich nie gesehen hättest, da dann all der Kummer, den Du jetzt dulden mußt, von Deiner weichen Seele ferngeblieben wäre; doch ich empfinde, daß es mir eine unendliche Wonne sein würde, um Deinetwillen zu leiden, und ich weiß ja, daß Du mich ebenso liebst wie ich Dich; ich fühle, daß Du diesen Schmerz mit einer freudigen, stolzen Empfindung trägst und beneide Dich um Deine Bürde. So muß es ja auch sein, meine Therese! Unsere Liebe ist über alle Verhältnisse, über das Leben, einen Richter erkennt sie

nur, das ist der Gott, der uns zusammengeführt hat, der unsern Bund gesegnet, denn wie könnten wir sonst so treu und stark sein? Und so, meine Geliebte, schau ich beruhigt zu dem Sternhimmel auf; es wird alles noch gut, ich lese es in der hellen Sternenschrift, dem Gnadenbuche unseres lieben Gottes. So halte denn fest, ich stehe fest, so wahr mir Gott helfe, und nun mag der Feind sich rüsten.

Dein Eduard.

Wir kannten Ludwig, er war stets fest und bestimmt in dem, was er für Recht erkannte; wir wußten auch, daß der lieblose Ton meines Briefes ihn gekränkt haben mußte, und hatten also wenig Hoffnung. Aber seine Zärtlichkeit für mich war stärker als seine Vernunft und seine Vorsätze. Kaum hatte ihm Mine geschrieben und vorgestellt, daß unsere Liebe ja nicht ein augenblickliches Wohlgefallen, sondern mit uns herangewachsen sei, und wie traurig und bekümmert wir jetzt wären — so kam auch schon ein Brief, der uns seine Einwilligung und die Nachricht brachte, daß er selbst bald nachfolgen würde, um uns mündlich tüchtig den Text zu lesen.

O, welch ein Jubel und was für Unruhe entstand nun plöblich in unserm Hause. Ich stürzte nach Feder und Papier, um ihm zu schreiben und aus vollster Seele zu danken.

Unser Zimmer war sauber und nett, die Fenster und Spiegel blinkten; auf dem Tisch war ein weißes Tuch ausgebreitet, als ein Wagen vor der Türe hielt, und wir voller Freude die Treppe hinunterliefen.

Er war es, der gute, lange Ludwig; ein wenig mehr nach vornen über gebeugt, die Wangen ein wenig mehr noch geröthet — sonst unverändert.

Wir führten ihn hinauf. Ein angenehmer Geruch von gutem Kaffee duftete ihm entgegen, was er wohlgefällig zu bemerken schien. Er sah freundlich musternd im Zimmer umher, und lächelte befriedigt. Nun legte er die langbekannte braune Reisemütze, den bunten Schal, den Überrock ab, und setzte sich mit einem langgezogenen behaglichen „Na?“ zu Mutter aufs Sofa.

Mine brachte den Kaffee und ein Gebäck, das er immer gern gegessen hatte. Wir rückten uns alle an den Tisch, er reichte mit Tränen in den Augen jedem einzeln noch einmal die Hand und sagte: „Gott sei Dank, da sitzen wir wieder einmal beisammen, aber du, warte, mit dir hab ich noch ein Hühnchen zu pflücken.“ Er entzog mir scherzhaft seine Hand und drohte. Ich war verlegen und schwieg. „Na, na, du brauchst nicht rot zu werden.“ Damit zog er mich zu sich, küßte mich und fragte leise: „Wo steckt denn dein Kief in die Welt. Wird er bald kommen?“ Nun konnt' ich mich nicht länger halten; ich umfaßte ihn mit beiden Armen und legte weinend meinen Kopf auf seine Schulter. Er hielt mich lange so, zog dann leise sein buntseidenes Tuch und wischte sich still die Augen. Da hörten wir Eduard die Treppe herauflaufen und draußen die Aufwärterin fragen: „Ist der Herr angekommen?“ Ludwig ging ihm entgegen, umarmte ihn zärtlich, nannte ihn seinen lieben, guten Jungen, hielt uns dann eine lange Straßpredigt voll Ermahnungen, Vorschriften und Lehren, die damit schloß, daß

er uns nochmals in aller Form seine Einwilligung gab, und Gottes reichsten Segen für uns erflehte.

So war nun alles in schönster Ordnung und Ludwig ganz damit einverstanden, unser Bündnis vor der Welt geheim zu halten. Wir mußten freilich noch manchmal hören, wie die ganze Sache eine Übereilung gewesen sei — im Grunde aber hatte niemand größere Freude an unserm Glücke, als gerade er, und wenn die Aufwallung vorüber war, gab es keinen besseren Kumpan, als ihn. Er spaßte mit uns wie ein guter, alter Großpapa, ging mit uns hinaus auf den alten Windmühlenberg, freute sich dort über jedes Gräschen und lachte wie ein Kind, wenn wir Hand in Hand vorausgingen, und er uns durch den Ruf: „Es kommt jemand!“ erschreckt voneinanderlaufen sah.

Ludwig war wieder abgereist. Das Behüten unseres Liebesgeheimnisses hatte für mich ebensoviel Reiz, als es Eduard peinlich war. Saßen wir einmal abends nebeneinander am Tisch, und es kam unerwartet Besuch, so rückte ich schnell von ihm fort, und es amüsierte mich, ihn als „Herr Devrient“ anzureden und so fremd und steif zu sein, wie ich es sonst gegen keinen Menschen war. Er hingegen saß verstimmt und schweigend da und blickte in Gedanken versunken vor sich nieder.

Jedesmal lächelte ich, wenn der Besuch ihn freundlich anredete, und es eigentlich an ihm war, zu lächeln. Umsonst, an seiner starren Miene prallte jeder Versuch ab, ihn mit in unser Gespräch zu ziehen. Nun sah ich



Eduard Devrient 1823

gez. v. Wilh. Hensel

Landesbibliothek  
Karlsruhe

aber den alten Brummbär gar nicht mehr an und ward so gereizt und streitsüchtig, daß, wenn er je einmal eine Äußerung tat, ich immer anderer Meinung war, als er.

„Na, Eduard war heut wieder nett,“ sagte Lore beim Zubettgehen nach einem solchen Zusammensein, „mir war zumut, als ob mir der Atem verginge.“

„Ja,“ fiel Mutter seufzend ein, „ich ließe mir es auch gefallen, wenn er einmal verstimmt wäre; aber er ist ja leider immer so. Ach, es ist ein wahres Unglück, wie er sich dadurch alle Menschen zu Feinden macht.“ Ich konnte ihn nicht verteidigen, denn er verletzte wirklich gar zu oft auch die Menschen, die er liebte, durch sein schroffes Wesen. Auch unter seinen Kollegen stand er einsam da; um ihre Gunst bemühte er sich nicht sehr, und um seine Vorzugsstellung beim Grafen Brühl (wie sie es nennen mochten) beneideten sie ihn. Im Grunde tat es ihm weh, und doch wußte er es nicht zu ändern. Und das war es, ich wußte es jetzt ganz genau, wodurch er als Künstler weniger gefeiert und verzogen wurde als andere, die doch weit, weit unter ihm standen; man ließ ihn sein strenges, unbeugsames Benehmen da entgelten, wo er es gar nicht verdiente. Wie ging mir's doch so schlimm. Ich hätte so gern gehabt, daß alle Welt wüßte, wie gut, wie liebenswürdig er sei, und mußte immer mit anhören, daß jeder sich vor ihm fürchtete, sich eingeschüchtert und zurückgestoßen fühlte.

Ich hatte den nächsten Tag mit Unterrichtsgegenständen hingebraucht und saß in der Dämmerung nachdenklich am Fenster, als unerwartet Eduard kam.

„Das Stück ist abgeändert, ich habe nichts zu tun,“

rief er fröhlich im Eintreten. „Nun können wir den Abend recht genießen.“ Er setzte sich zu mir und nahm meine Hand. Er schien gar nicht einmal zu wissen, daß ich böse auf ihn war, ebensowenig, wie häßlich er sich gestern benommen hatte. — Ich aber wußte es, und dachte, ich müsse es ihn entgelten lassen.

„Was fehlt dir, liebes Herz, du scheinst verstimmt.“

„Ach!“ — war meine vielsagende Antwort.

„Ach,“ wiederholte er lächelnd, „kann mancherlei bedeuten, willst du mir's nicht sagen?“

„Das geht nicht so geschwinde!“ erwiderte ich maulend.

„Herzenskind!“ — flüsterste Mutter und zog mich beiseite. „Ich dachte, er würde heute nicht kommen, und habe die Aufwärterin längst fortgeschickt, nun hab' ich aber nichts zum Tee als Butterbrot, willst du ein paar Zwieback holen?“

„Recht gern!“ sagte ich, froh über die gute Gelegenheit, ihn allein sprechen zu können. Ich nahm meinen Mantel und Hut, ein kleine Strohtasche an den Arm und fragte Eduard, ob er mich begleiten wolle? Dazu war er gern bereit. Mutter leuchtete uns die Treppe hinunter und wir traten hinaus auf die Straße.

Wie sonderbar, ich konnte auf einmal nicht mehr maulen noch auf ihn böse sein. Im Gegenteil, ich hatte ihn in diesem Augenblick ganz besonders lieb. Es durchzog mich wie ein Schmerz, daß er so hart und unfreundlich sein konnte, und ich fühlte eine recht ernstliche Verpflichtung, ihm dies alles zu sagen.

Die Dunkelheit, auch daß wir allein waren, gab

mir Mut, recht von Herzen zu sprechen, und da er mich dabei nicht ansehen konnte, gelang es mir, ihn du zu nennen, was meine Aufgabe um vieles erleichterte. Zuerst lachte er und wollte gar nicht glauben, daß er unfreundlich gewesen sei; er hatte keine Ahnung davon.

„Unausstehlich bist du gewesen,“ sagte ich, „ach und wenn es weiter nichts wäre, als daß du einmal unliebenswürdig gegen einen Fremden bist, das könnte man schon verzeihen, aber — ich weiß es, absichtlich willst du keinen Menschen kränken — aber du tust es dennoch gar zu oft, ja selbst die, welche du liebst, und — ich kann's nun einmal nicht glauben, daß, wenn du wirklich recht freundlich gesinnt wärest, du dich so schroff und kalt äußern könntest. Gewiß, du tust mit Absicht keinem weh, warum aber hast du nicht so viel Rücksicht, eine augenblickliche Stimmung, die Gedanken, die sich dir etwa aufdrängen, ein wenig beiseite zu schieben und andern die Aufmerksamkeit zuzuwenden, die sie verdienen.“

Ja, ja, du bist doch hochmütig, daß du stets dich nur mit dir selbst beschäftigst. Ach wüßtest du, wie klein, wie gedemütigt man sich neben dir fühlt! Das bißchen Witß und Verstand, was man vielleicht besitzt, verschwindet ganz, und man ist wirklich in deiner Nähe unbedeutend und dumm. Könntest du nur einmal den strengen Blick und den festgeschlossenen Mund sehen, der so ohne Lächeln bleiben kann bei den Scherzen und Spässen anderer, du würdest auch empfinden, wie einschüchternd und erbitternd das ist. Siehst du! In solchen Augenblicken bin ich deine ärgste Gegnerin, ich belache jeden Spaß, weit mehr als er's verdient, nur um dem Armen, der so unnütz

seine Laune an dir verschwendet, die Beschämung zu ersparen, und ich könnte dir ein Leid zufügen, um dich aus dieser teilnahmslosen Erstarrung zu wecken."

Eduard hatte schweigend meine Predigt bis zu Ende angehört, dann sagte er ernst:

"Ich glaube, daß manches Wahre in deinem Tadel ist, wenigstens scheine ich gewiß so, wie du mich schilderst, aber du solltest mich besser kennen und dich dadurch nicht erbittern lassen. Das, was gut an mir ist, hängt genau mit diesen Fehlern zusammen, die tief in meinem Innersten begründet sind, und von denen ich schwerlich jemals ganz loskommen werde."

"Das wäre ja schrecklich," fiel ich scherzend ein.

"Ich kann nun einmal nichts leicht nehmen; ich habe ein schwerfälliges Naturell und versinke oft ganz in Gedanken, die zuweilen kaum der Rede wert sind. Auch mußt du nicht vergessen, daß ich alles Bessere in mir mit unsäglichlicher Mühe selbst errungen und mir zu eigen gemacht habe, daß ich stets bedacht sein muß, was mir angeboren — oder eigentlich anerzogen ist, von mir abzustreifen. Es ist nicht leicht, die Gewohnheiten der Jugend ganz zu verwischen; nur durch die rücksichtsloseste Strenge gegen mich, durch unausgesetzte Arbeit kann es mir gelingen, dem Ziele näher zu kommen, von dem ich noch weit entfernt bin; es weiß das niemand besser als ich, was mir noch alles fehlt, obgleich du mich hochmütig nennst."

Ich nahm leise seine Hand.

"Mein einziges Verdienst ist," fuhr er lebhaft fort, "daß ich das Bessere will; wenn ich nun in diesem

Streben nach dem Höchſten das Nächſte verſäume, ſo tut es mir herzlich leid; es iſt eben ein Ungelück in mir, daß ich mich in nichts gleich finden kann; ich prüfe mit peinlicher Gewiſſenhaftigkeit erſt jedes Wort und laſſe darüber den rechten Moment verſtreichen. Du mußt Geduld mit mir haben und dich in meine Eigentümlichkeit zu finden wiſſen; liebe mich nur recht, dann wird es dir nicht ſchwer werden."

"O Gott!" ſagte ich gerührt, „wenn du ſo immer fort arbeitest, deine Seele zu veredeln, ſo wird dir der Himmel bald ſicher genug ſein; was wird dann aus mir, wenn ich ſo weit hinter dir zurückbleibe?"

Er küßte meine Hand: „Dein frommer, leichter Sinn braucht ſo viel Arbeit nicht. Du wirſt in einem Augenblick wie auf Schwingen hinaufgetragen, wo ich langſam und mühsam hinaufſteigen muß."

„Ja, aber ebenſo raſch ſchnelle ich auch wieder herunter, während du — wenn du einmal oben angeſamt biſt, auch immer dort bleibſt. Nein, nein, ich bitte dich!" ſagte ich lachend, „ſei nur ein bißchen ſchlechter und du wirſt viel beſſer, jedenfalls viel liebenswürdigter ſein. — — Wo iſt denn der Bäckerladen — ich ſollte ja Zwieback holen — da ſind wir längſt vorüber, geſchwind laß uns umkehren."

Wir gingen zurück. Ich trat in den hellen Laden, mußte warten und blickte hinaus auf die dunkle Straße, wo Eduard wie eine Ehrenwache auf und ab ging. Als ich hinauskam, war ich ſo geblendet, daß er mich führen mußte, wir gingen Hand in Hand langſam, gedankenvoll nach Hauſe.

Die letzten Streifchen Schnee waren verschwunden, und mit Entzücken betrachteten wir — zum erstenmal gemeinsam — die aufbrechenden Knospen und die grünenden Felder.

Aber noch zu oft wurde unser Beisammensein durch die Reibungen unserer trozigen Charaktere uns verbittert. Gestehe ich es nur offen: Wie oft war es meine stolze Zurückhaltung, die ihn befremden mußte. Ich quälte und ärgerte mich selbst wieder darüber und konnte sie doch nicht überwinden. War Eduard nicht bei mir, mit welcher Sehnsucht erwartete ich ihn, wie klopfte mir das Herz, wenn der Augenblick nahte, wo ich mußte, daß er kommen müsse. Wohl tausendmal guckte ich zum Fenster nach ihm aus, — und bog er nun um die Straßenecke, warum zog ich den Kopf geschwind zurück? Warum saß ich, wenn er eintrat, so ruhig da und nähete, als ob ich gar nicht daran gedacht hätte, daß er jemals kommen könnte?

Wir waren beide sehr ausgesprochen individuelle Naturen und noch viel zu jung, um dieselben gegenseitig respektieren und schonen zu können; so standen sie sich oft schroff gegenüber. Daß gerade diese Verschiedenheit uns einander immer unentbehrlicher machte, da eines das andere ergänzte, — das begriffen wir damals freilich noch nicht. Seine strenge Unbeugbarkeit, die mich oft zur höchsten Bewunderung trieb, verletzte mich in andern Momenten wieder so sehr, daß ich ihn für kalt, unempfindlich und herzlos hielt; — er dagegen glaubte, daß mein leichter Sinn, meine Lachlust nur Folgen meiner Gleichgültigkeit und Kälte wären, und fühlte sich dadurch wieder oft schmerzlich gekränkt.

In einer solchen finstern Stunde schrieb er mir, er mache sich Vorwürfe, durch seine Glut mich erwärmt und das Geständnis meiner Liebe mir entlockt zu haben, — daß er anfangs, mich zu sehr zu lieben, — er setze sein ganzes Heil auf meine Liebe. Aber wie sein Herz auch mit allen Fiebern sich an mich geklammert habe, ich solle es jetzt von mir stoßen und nicht den Fluch eines so fürchterlichen Irrtums auf ihn laden. „Die Ruhe Deiner Engelseele soll nicht gestört werden, soll es nicht, um jeden Preis . . . Entscheide! Liebst du mich genug, um meine Schwächen zu verzeihen, so müßte vieles anders sein; nur weiche, sanfte Liebe kann mich heilen, dein Stolz empört mich und reißt mich geradenwegs in den Abgrund. Entscheide! Eduard.“

Mutter und Mine waren durch diesen Brief aufs tiefste erschüttert, ich aber erkannte darin wieder seine Hypochondrie — und seine glühende Liebe für mich. Die erste kannte ich schon und wußte, daß ein paar freundlich begütende Worte von mir sie leicht verscheuchen konnte, die zweite machte mich stolz und glücklich. Ich küßte den lieben, rasenden Brief, hüpfte froh im Zimmer umher und freute mich, als der Abend kam, auf meinen Quälgeist. Wohl hundertmal sagte ich leise lachend vor mich hin das fürchterliche Wort: „Entscheide!“ „Daß es mir nur nicht entschlüpft, wenn er da ist, sonst bin ich verloren.“ Ich biß die Lippen aufeinander, denn ich hörte ihn auf der Treppe und hätte vor Schreck darüber doch beinahe wieder gelacht. Heute beschämte er mich durch seine sanfte, liebenswürdige Freundlichkeit, ich hatte ihn mir so ernst und streng gedacht. Er setzte sich zu

mir, und ich flüsterte ihm ins Ohr — denn Mutter und die Schwestern waren zugegen —: „Du Ungläubiger! Ich habe entschieden, ich mag dich nicht!“ Ich wollte ihn scherzend beruhigen, war aber auf einmal so gerührt, daß mir die Tränen in die Augen traten. Er umfaßte mich zärtlich, ich sah ihn ernst und schweigend an, da fühlte ich, daß er mir glaubte, und ich bat ihn: „Sei doch vernünftig und verdirb uns die schönsten Stunden nicht immer durch dein dummes Mißtrauen!“

Die Zahl meiner Schülerinnen vergrößerte sich fast mit jedem Tag und mit ihr mein Widerwille gegen das Stundengeben. So lieb mir persönlich auch viele unter ihnen wurden, als Schülerinnen waren sie mir alle gleich unerträglich. Ich war zu jung, um Fleiß und guten Willen genug zu schätzen und darin, wie es bei älteren, erfahreneren Lehrern der Fall sein mag, Ersatz für das mangelnde Talent zu finden; mir blieb außer am Erwerb keine Freude daran, und ich brachte nur Abspannung, Verdruß und Langeweile davon mit nach Hause. Wenn ich hintereinander 7 bis 8 Stunden gegeben hatte, war es da wohl zu verwundern, wenn ich aus Erschöpfung in die allerübelste Laune verfiel? — Ach, wie gereizt war ich dann, wie ärgerte mich alles: Der alte, wohlbekannte Weg, daß er täglich wieder und immer wieder ebenso aussehen konnte, der Brunnen, der, so oft ich vorüberkam, beim Pumpen quietschte und schrie und doch von keinem Menschen mit einem Tropfen Öl betupft wurde, die alte Obsthändlerin, die entweder in der Sonne bratend oder bei Regenwetter triefend vor Nässe dasaß,



Gesundbrunnen bei Berlin im Jahre 1828

nur ihren elenden Kram bedeckt hatte, sich selbst aber schonungslos dem Unwetter preisgab. Ich verachtete das Weib, das sich so wenig achtete und es nicht einmal der Mühe wert hielt, sich auf irgend eine Weise zu schützen. Entrüstet konnte ich über einen Mann sein, der am dem Tage an derselben Stelle mir schon zweimal zufällig begegnete, — dann ärgerte ich mich über mich selbst, daß ich so klein war und die Vorübergehenden mit meinem Schirm gegen die Nase stieß, wofür sie tüchtig hinter mir her schimpften —, kurz, ich war in einer unleidlichen, widrigen Stimmung. Unnütz erschien mir die viele Mühe, die man sich gab zu lernen und zu lehren, unnütz das ganze Leben. An Eduard dachte ich mit Gleichgültigkeit, an Mutter und die Schwestern mit einer Art von Neid, daß sie so bequem zu Hause sitzen

konnten, während ich mich quälen mußte —, so bog ich um unsere Ecke und sah Mutter trotz des Regens im Fenster liegen, um nach mir auszuschaun. Sie nickte mir zu, — den Gruß mußte ich erwidern, aber nickte mit dem brummigen Gesicht, — das war nicht möglich, und freundlich lächeln mit Groll im Herzen, das ging noch weniger. Ich blickte wieder hinauf. Vor Mutters liebem Gesicht schwanden plötzlich alle schlechten Gedanken, und ich nickte freundlich aus voller Seele ihr zu. Wie war es möglich, daß ich nur einen Augenblick ungerecht und neidisch hatte sein können? wie beschämte es mich, daß sie alle — denn auch Eduard wartete gewöhnlich schon auf mich — so liebevoll und freundlich mich begrüßten, und Mutter im Nebenzimmer trockene Kleidung, einen frischen Kragen und alle Kleinigkeiten zum Anzug sorgfältig zurechtgelegt hatte. Wenn sie dann so eifrig beim Umziehen mir half, meine Locken, die vom Wind und Regen zerzaust waren, wieder kräufelte und ordnete, die Türe öffnete und, indem sie mich küßte, mir zuflüsterte: „Nun geh' zu ihm, mein Kind, er wartet schon so lange,“ Eduard mich dann zärtlich zu sich zog, als sollte ich in seinen Armen alles Ungemach vergessen. — Ach, wie fühlte ich da mein Unrecht, was hatte ich wieder gut zu machen! — Und dennoch, beim nächsten mühevollen Stundentag konnte ich wieder dasselbe Unrecht begehen, wieder in derselben Stimmung sein.

Immer heißer und für mich lästiger wurden die Tage, wenn ich in Sonnenglut und Staub durch die breiten Straßen, über die weiten Plätze zu meinen Stun-

den gehen mußte. Aber desto erquickender und schöner waren die Abende, wenn Eduard plaudernd neben mir saß, oder wir zusammen hinausgingen nach dem alten Windmühlenberg, immer noch unserm einzigen Zufluchts- und Erholungsort in der Nähe. Allzuoft geschah dies nun freilich auch nicht, denn unser Geheimnis zu verbergen, mußten wir vor den Leuten fremd miteinander tun, was Eduard immer schwerer und unangenehmer wurde; mit Sehnsucht wünschte er die Zeit herbei, in welcher wir unser Verlöbniß nicht mehr wie ein Verbrechen zu verbergen brauchten.

Schneller als wir es gedacht, rückte sie heran. Wir waren im August, und jeder Tag brachte uns dem verhängnisvollen Geburtstag näher, der über unser Schicksal entscheiden sollte [11. August 1821].

Am Abend vorher saß Eduard düster und in sich gekehrt neben mir.

„Was fehlt dir nur?“ fragte ich ihn leise.

„Ich wollte, der morgende Tag wäre vorüber!“ antwortete er.

„Du hast ihn ja so lang herbeigewünscht.“ — Er schwieg. Mir schoß das Blut in den Kopf: Fürchtet er die Unannehmlichkeiten — bereut er wohl gar schon seine Übereilung? — Gequält von schlimmen Gedanken, denn Armut macht mißtrauisch, in peinlichster Empfindung, rückte ich von ihm fort. Mir war fürchterlich zumute, mein ganzer Stolz empörte sich, als ich seinen strengen Blick, die starre Miene sah, als ich hörte, mit welcher Eiskälte und Schärfe er Mutters wie der Schwestern freundliches Bemühen, ihn zu erheitern, lohnte. Jedes

Zeichen von Teilnahme wies er schroff zurück. So schwiegen sie nun auch, und ich — doppelt bedrückt durch die Kränkung, die er den Meinen zugefügt, war kaum noch imstande, meinen Grimm zurückzudrängen.

Der traurige Abend schlich langsam vorüber. Es war Zeit zum Fortgehen. Eduard stand auf, umfaßte mich, küßte mich ernst und feierlich auf die Stirn und sagte: „Bete für mich, daß Gott mir meiner Eltern Liebe erhält. Was aber auch kommen mag, in diesen letzten Stunden, als ich schweigend an deiner Seite saß, ist es mir immer klarer und zur unumstößlichen Gewißheit geworden, daß wir eins, untrennbar eins sind, und sollte ich das schwerste Opfer bringen müssen, meiner Eltern Liebe für die deine hingeben — so mag Gott mir beistehen, ich kann nicht anders.“ Er eilte davon, ich stand erschüttert da.

Das also waren die Gedanken gewesen, die ihn beschäftigten, während ich wohl gar das Gegenteil von ihm geargwöhnt hatte. Gott, o Gott, welche Vorwürfe mußte ich mir machen, wie unrecht hatte ich ihm getan! — Aber wo sollte ich, jung, reizbar, durch die schonendste Liebe verwöhnt, all die Weisheit hernehmen, mich nicht an das Abschreckende seines äußeren Benehmens zu kehren, und unerschütterlich fest mich nur an das Innerste seines Wesens zu halten. Es war zu viel für mich; diese Widersprüche auszugleichen fühlte ich keine Kraft. Unter heißen Tränen und den bittersten Anklagen warf ich mich auf mein Bett und gelobte schluchzend, durch nichts wieder an ihm irre werden zu wollen.

In peinvollster Unruhe, von den verschiedenartigsten Empfindungen gequält, verging mir der nächste

Tag. Gegen Abend kam Eduard, er war sehr ernst und bleich.

„Ich habe meine Eltern für dich hingegeben,“ sagte er. „Sie haben mir ihre Einwilligung verweigert, die Mutter mit solcher Hestigkeit, daß ich einen schrecklichen Auftritt mit ihr hatte. Ich sagte ihnen, daß nichts in der Welt imstande sei, mich von dir zu trennen, so verließ ich sie und komme nun zu dir.“

Er umfaßte mich und weinte heftig; ich weinte mit ihm. Wir saßen lange so, schweigend Hand in Hand. Sein Schmerz lehrte mich das rechte Wort finden. Heute verstand ich es, ihn zu beruhigen, zu trösten. Meine feste freudige Zuversicht wirkte auf ihn, und erheitert, voll Hoffnungen sah ich ihn abends spät von mir gehn.

Lange konnten die Eltern in ihrer strengen Unerbittlichkeit nicht verharren. Den dringenden Vorstellungen der verheirateten Stiefschwester Eduards, welche von frühester Jugend an die jüngeren Geschwister mit großer Bärtlichkeit liebte, gelang es, sie für seinen Wunsch zu stimmen. Am meisten aber wirkte wohl Eduards bleiches Aussehen auf die Mutter, so daß sie, welche die heftigste Gegnerin gewesen war, den Vater selbst zur Einwilligung drängte. Mit frohem, dankbarem Herzen brachte mir Eduard diese Freudenpost und kündigte uns noch für denselben Tag den Besuch seines Vaters an. Er wolle mit Mutter Rücksprache nehmen und sie um die Erfüllung der Bedingung bitten, daß unser Verlöbniß nach wie vor noch allen Verwandten und Freunden ein Geheimniß bleibe, bis Eduard von einer großen

Kunstreise zurückgekehrt sei, die er selbst sowohl wie alle Sachverständigen in jeder Beziehung als notwendig erkannt hätten.

Wir alle hatten den Besuch des Vaters in peinlicher Spannung erwartet; sein freundliches Entgegenkommen aber, Mutters immer richtiger Takt und Minens heitere Güte brachten uns bald darüber hinweg und ließen uns einen sehr befriedigten, guten Eindruck dieser bang erwarteten Stunde zurück.

Am nächsten Tage, der Einladung des Vaters folgend, ging ich zu den Eltern. Je näher ich dem Hause kam, desto ängstlicher wurde ich, blieb ein paar-mal Atem schöpfend stehen und trat dann wie mit einem heiligen Schauer ein. Wie anders betrachtete ich heute die mir längst bekannten, sonst so gleichgültigen Räume! Weise sprach ich für mich hin: „Elternhaus“. Ich stieg die Treppe hinauf und zog, mit allen guten Vorsätzen ausgerüstet, mutig die Klingel. Die Mutter war allein im Zimmer, kam auf mich zu, küßte mich und flüsterte: „Meine liebe Tochter“. Ich umfaßte sie und legte weinend meinen Kopf an ihre Brust. Sie führte mich ins Nebenzimmer, rief den Mädchen zu: „Theresken will uns heute ein bißchen besuchen.“ Sie sprangen mir munter entgegen, machten mir Vorwürfe über mein langes Fortbleiben, hatten mir viel zu erzählen und so verging der Abend harmlos und munter. Als Eduard mich nach Hause begleitete, dankte er mir für mein freundliches Bemühen, den Eltern zu gefallen, was mir, er sei fest überzeugt, auch vollkommen gelungen sei.

Der Vater konnte, da er Eduard seine Einwilligung

gegeben, zum Theater zu gehen, auch Karls dringenden Bitten, Schauspieler zu werden, nicht mehr entgegen sein. Der schöne, talentvolle Mann hatte auch bald in Braunschweig ein Engagement gefunden, und Emil war dafür an Karls Stelle beim Onkel Emanuel in dessen chemische Fabrik in Zwickau eingetreten.

Aber auch Emil war bald nicht länger zurückzuhalten; auch er wollte Künstler werden. Der Vater konnte sich durchaus nicht zur Einwilligung entschließen, bis Eduard, von Emil bestürmt, dem Vater vorstellte, daß er ihn doch nicht für immer zurückzuhalten imstande sein werde. Kurz, es gelang Eduards Bitten, den Vater zum Nachgeben zu bewegen. Er theilte Emil mit vielen Ermahnungen und guten Ratschlägen die frohe Nachricht mit. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Emil schrieb:

Dein Brief hat mich beschämt, was könnte ich gleich würdigeres darauf erwidern? — ich schweige! — doch diese Zeilen sollen mir als ein Denkmal deiner edlen Bruderliebe ewig unvergeßlich bleiben. Dein Rat, meinen Fehlern entgegenzuarbeiten, habe ich mir zunutzen gemacht, auch die Monologe des Nathan, Hamlet, die Erzählung des Raoul in der Jungfrau abgeschrieben und auswendig gelernt u. s. w.

Auch seinem ältesten Bruder Karl verkündete Emil jubelnd die glückliche Wendung seines Schicksals. Bald darauf wünschte dieser ihm Glück und fragte, ob er sich getrauen würde ein paar Gesangpartien zu übernehmen, dann könne er ihm sogleich auch an seiner Bühne ein Engagement verschaffen, man wäre gerade im Moment in Verlegenheit. Emil willigte ohne weiteres ein, er

verließ sich auf seine hübsche Stimme, auf sein Gehör und auf sein gutes Glück. Er gab seine Stellung in Zwickau auf und reiste nach Berlin.

Raum angekommen wurde er von Eduard zum Vertrauten seines Liebesgeheimnisses gemacht. Emil sah darin schon ein gutes Zeichen für sich; er wußte, daß ich früher mit Eduard die Gesangpartien geübt hatte, und glaubte sich nun verwandtschaftlich ein wenig berechtigt, diese Hilfsleistung auch für sich in Anspruch zu nehmen. Er kam gleich zu uns. Wir waren erstaunt über die Veränderung. Er ging vor nicht gar langer Zeit als ein unbedeutender, blasser junger Mensch fort, jetzt trat ein schöner, eleganter Mann bei uns ein. Er trug mir seine Bitte vor, und obgleich verwundert über den Mut des gänzlich Unmusikalischen, war ich doch bereit, ihm zu helfen, so viel ich vermöchte. Von da an kam Emil pünktlich zu der von mir bestimmten Stunde, wie ein fleißiger, folgsamer Schüler, die Noten unter dem Arm.

Im Oktober wollte ein fremder Künstler in Braunschweig als Figaro gastieren, es fehlte an einem Grafen, so sollte Emils erstes Auftreten Graf Almaviva in Mozarts Oper sein. Er hatte die Partie früher oft von Eduard gehört, viel davon behalten, ich übte sehr gewissenhaft fleißig mit ihm, so ging es bald ganz hübsch. Karl, der im Oktober zur silbernen Hochzeit der Eltern gekommen war, nahm Emil gleich mit zurück nach Braunschweig. Emil war beim Abschied überschwänglich dankbar, und mir machte es Spaß, ihn, der oft ein wenig auf mich herabgesehen hatte, die ersten Schritte in seine künstlerische Laufbahn gelehrt zu haben. Sein erstes Auf-

treten war wirklich geglückt. Da aber weder seine Stimme, noch seine musikalischen Kenntnisse für die Oper ausreichend waren, so ging er bald zum Schauspiel über.

Sehr beglückend und gerade zur rechten Zeit erhielten wir die Nachricht von der Entscheidung unsers Prozesses in Ratibor. Der unermüdlichen Bemühung unsers Anwalts war es gelungen, die Zurückgabe der Möbel zu erlangen. Wenige Häuser von unserer Wohnung hing ein Mietszettel aus; wir gingen gleich hin, die Wohnung anzusehen, und fanden sie für unsere Verhältnisse passend. Die Sachen kamen, jedes Stück wurde mit Jubel begrüßt und erschien uns nach der bisherigen Einrichtung der Frau Tschow doppelt schön und sehr vornehm.

Eines Tages sagte mir Zelter, er wolle mich bei seinen Freunden Mendelssohns einführen. Der junge Felix habe wieder eine Oper vollendet, welche im Hause seiner Eltern mit Orchester aufgeführt werden solle. Da die Mutter der jungen Dame, welche die Sopranpartie singen sollte, erkrankt sei, so habe er mich dazu vorgeschlagen, und er hoffe, es werde mir recht sein. „Freilich, freilich!“ rief ich glühend vor Freude, „das hab' ich mir längst gewünscht.“

„Na,“ antwortete er schmunzelnd, „dann können Sie mit mir und Doris übermorgen hingehen, da soll die erste Klavierprobe sein.“

Ich stürmte fort nach Hause, diese Neuigkeit zu verkünden, und steckte mit meiner Aufregung alle an.

Am nächsten Morgen, ziemlich früh, brachte ein

Diener ein Billet von Mad. Mendelssohn, worin sie sich auf Zelter berief und mich freundlich um Unterstützung bei der Operaufführung ihres Sohnes bat. Zugleich schickte sie mir die Partie, da es mir gewiß angenehm sein würde, sie vorher einmal durchzusehen. Das Billet machte mich sehr stolz und ich trug es den ganzen Tag mit mir umher. Mine hatte sich gleich mit der ihr eigenen Geschicklichkeit an meine Toilette gemacht. Zu meinem einfachen dunkeln, wollenen Kleid verfertigte sie einen allerliebsten gestickten Abfallkragen, den sie um die ausgeschnittene Taille heftete, wußte auch, Gott weiß wovon, ein paar hübsche Manschetten zustande zu bringen, und so sah mein Anzug sehr nett und geschmackvoll aus.

Zur bestimmten Stunde, um 7 Uhr, trat ich mit Zelters in das Mendelssohnsche Haus. In dem großen Saale, der von einer Wachskerze nur spärlich erleuchtet war, legten wir unsere Mäntel ab. Doris zupfte schnell noch meine Locken zurecht, und wir gingen in das hell erleuchtete Zimmer. Die Gesellschaft stand ungezwungen schwatzend und lachend umher. Ich wurde sehr freundlich von den Eltern und Fanny, der ältesten Tochter, welche ich schon auf der Singakademie kennen gelernt hatte, begrüßt. Felix, den die Mutter mir gleich vorstellte, verneigte sich kurz, sagte gar nichts und machte, daß er wieder fortkam. Das ärgerte mich ein bißchen, und ich sah ihn auch nicht mehr an, so sehr er mich interessierte. Mir war recht bellommen und fremd zumute. Die Einrichtung der Zimmer hatte gar nichts Luxuriöses, aber der ganze Ton des Hauses war vornehm, die Unterhaltung pikant und geistvoll. Ich flüchtete mich zu Doris.

„Nun,“ fragte sie, und sah mich mit ihren scharfen Augen an, „was gibt's denn?“ „Nichts — aber die sind hier alle so schrecklich klug.“ „Ei was!“ lachte sie, „wir sind auch nicht auf den Kopf gefallen, nur Courage!“

Der Tenor, ein Sänger der königlichen Oper, auf den bis jetzt gewartet worden war, trat ein, entschuldigte sein längeres Ausbleiben, und bat, gleich anzufangen. Wir wurden gerufen, ich stand auf, seufzte „ach Gott!“ und hielt Doris Hand fest. „Therese, keine Ziererei,“ sagte sie scheltend, aber ihre Hand war doch auch eiskalt. Wir setzten uns dicht an den Flügel, um den großen Tisch, auf welchem ein Schreibzeug stand, um etwaige Fehler in den Stimmen gleich verbessern zu können, und fingen an.

Felix spielte bewunderungswürdig; man glaubte die einzelnen Instrumente des Orchesters zu hören, dabei dirigierte der 13jährige Knabe sicher, umsichtig und höchst liebenswürdig. Ich, als einzige Neue, war natürlich ein Gegenstand der Prüfung und Erwartung; ein Glück für mich, daß meine Stimme nie durch Angst und Aufregung litt, im Gegenteil, ich sang gewöhnlich dann am besten. Zelter hatte den ganzen Abend sehr gleichgültig gegen mich getan, mir auch nicht ein Wort zur Ermutigung gesagt, als ich aber bei einer etwas hohen, schwierigen Stelle zufällig zu ihm hinüberblickte, saß mein guter Lehrer, die Augen starr auf mich geheftet, mit weit geöffnetem Munde, als ob er mir dadurch helfen könne, und ließ ihn, als die Passage glücklich vorüber war, so erleichtert zuflappen, daß ich mich kaum des Lachens erwehren konnte.

Die Musik war zu Ende, man stand auf, wünschte

den Eltern Glück, besprach die Musik, den Text, die Fortschritte des jungen Komponisten. Alle waren lebhaft bewegt, aber dabei verständig und klar. Mir imponierte der Ton des Hauses außerordentlich. Mad. Mendelssohn kam heran, küßte mich leicht auf die Stirn, sagte „charmant“, Fanny drückte mir herzlich die Hand und nickte mir zu, aber keine hatte Zeit und Ruhe, denn sie waren von allen Seiten in Anspruch genommen. Doris, die dort im Hause sehr respektiert wurde, war umringt von vielen Bekannten und sah sehr vergnügt aus, aber sie kam auch nicht zu mir, und so stand ich denn recht verlegen bei der kleinen Rebekka, die unter all den Erwachsenen sich gar nicht behaglich fühlte und wohl dadurch eine wahre Zärtlichkeit für mich zeigte. Da hörte ich Mad. Mendelssohn zu Zelter sagen: „Mein lieber Professor, Ihre Schülerin singt charmant, wie ein Vögelchen.“ „Ja,“ antwortete er sehr zustimmend, „und dabei ist sie sicher musikalisch!“ Ein Herr trat jetzt hinzu. „Meine liebe Mad. Mendelssohn, ich wünsche Ihnen Glück!“ Er küßte ihr vertraulich die Hand. „Felix hat wieder einen gewaltigen Schritt vorwärts getan; die Musik ist pikant, graziös, melodiös. Aber ich muß Ihnen auch Glück zu der neuen Akquisition wünschen! Sagen Sie mal, wo haben Sie die Kleine her? — die singt . . .“ Mad. Mendelssohn hob drohend den Finger und rief: „Ich rate Ihnen, still zu sein, verderben Sie mir das Kind nicht.“

Wie horchte ich auf und gab der armen, kleinen Rebekka gar keine, oder ganz verkehrte Antworten, denn es trat eben wieder ein sehr aristokratisch aussehender

Herr mit sehr feiner Miene und noch feinerer Stimme zu Mad. Mendelssohn. Es war Barmhagen, wie ich später erfuhr. Er sprach sehr leise, ich spitzte die Ohren, verstand einzelne Wörter, wie „. . . Modulation . . . Charakteristik“ usw., aber wenn er auch laut gesprochen hätte, von mir würde ich doch nichts gehört haben, denn er sprach gar nicht von mir — und ich muß sagen, das wunderte mich, ja, ich nahm es in meinem Eitelkeitsrausch fast übel und mußte immerfort denken, warum der Herr wohl nicht von mir gesprochen hatte.

Zur nächsten Probe ging ich ohne Zelters und fühlte mich in meiner Selbständigkeit viel freier und behaglicher. Ehe die Gesellschaft sich trennte, sollte für die erste Orchesterprobe Zeit und Stunde bestimmt werden. Wie freute ich mich! Ich hatte noch nie mit Orchester gesungen. Der Violinlehrer des jungen Felix, Konzertmeister Hanning, welcher die Baritonpartie übernommen hatte, bat, man möge ihn davon dispensieren, weil seine vielfachen Beschäftigungen ihn immer zum Störer aller Verabredungen machten. Er schlug vor, dem jungen Devrient seine Partie zu geben, er wisse, daß dieser sich für Felix interessiere.

Der Vorschlag fuhr mir durch alle Glieder. Man weigerte sich aus Höflichkeit noch ein Weilchen, doch schon am nächsten Morgen ging Felix mit den Noten unterm Arm zu Eduard, ihn selbst um Unterstützung bei seiner Oper zu bitten. Eduard willigte natürlich mit Freuden ein, und da ihm die Musik völlig fremd war, wurde noch eine Klavierprobe angesetzt. Nach wenig Tagen saß er mir schon am großen runden Tisch bei Mendels-

Johns gegenüber. Wir taten so fremd gegeneinander, wie sonst niemals Menschen tun, wenn sie sich auch nur ein einziges Mal gesehen haben. Ich fühlte, daß man von allen Seiten uns lächelnd beobachtete, und das war mir ganz unerträglich. „Kennen Sie den Herrn da drüben gar nicht?“ fragte mich Fanny leise während der Musik. „O ja,“ antwortete ich sehr gleichgültig, „es ist der junge Devrient.“ „So — also das wissen Sie doch,“ lachte sie. Ich machte ein böses Gesicht, schlich, sowie die Probe vorüber war, hinaus, fand zum Glück meine Frau zum Abholen draußen, und lief so rasch nach Hause, daß die Alte mir kaum folgen konnte.

Leider schoben Krankheit und viele andere Abhaltungen die Orchesterproben und die Aufführung immer weiter hinaus. Felix hatte indes schon wieder eine neue Oper angefangen, die ihn jetzt weit mehr interessierte, und so unterblieb zu meiner größten Betrübnis die Aufführung ganz.

Mendelssohns hatten mich so freundlich aufgenommen, Fanny war mir mit so viel Herzlichkeit entgegen gekommen, daß ich ihrer Einladung, sie recht bald zu besuchen, gerne Folge leistete. Von nun an war ich fast täglich in ihrem Hause.

Alle 14 Tage am Sonntag vormittag versammelten sich zahlreiche Zuhörer, um die Kompositionen des jungen Felix, auch zuweilen die alter Meister, von ihm dirigiert, mit vollem Orchester zu hören. Es war ein reizender Anblick, den frischen Knaben mit den langen braunen Locken zu sehen, wenn er das Orchester leitete. Mich begeisterte es, wenn ich die Augen all der alten Musiker

auf den jungen Dirigenten gerichtet sah, der ruhig und sicher wie ein Feldherr den Stab in der Hand, sie über alle Schwierigkeiten leicht hinwegführte.

Auch Fanny zeigte an diesen Tagen ihr schönes, bedeutendes musikalisches Talent. Gewöhnlich kam ich schon eine Stunde vor dem Beginn der Musik, um noch mit ihr plaudern und ihren Putz wählen zu können. Sie hatte scherzhaft einmal erklärt, keinen andern Schmuck mehr tragen zu wollen, als den ich ihr ausgesucht hätte, und mit gewissenhafter Strenge wählte ich, und sie befolgte regelmäßig meinen Rat.

Einmal kam ich des Sonnabends am Abend, weil ich den nächsten Vormittag zu kommen verhindert war. Ich betrachtete die vielen Kostbarkeiten, meist Geschenke der Familie oder sonst interessanter Personen.

„Wie anders ist doch Ihr Leben als das meine,“ sagte ich, indem wir zusammen ein glänzendes Armband bewunderten, „und doch — ich möchte nicht mit Ihnen tauschen. Heute gerade habe ich wieder eine so glückliche Stunde gehabt, wie Sie sie schwerlich kennen. Ich habe das monatliche Honorar von mehreren meiner Schülerinnen erhalten. Das Unterrichtsgeben ist mir höchst unangenehm, und es wird mir jedesmal schwer, die Bezahlung nehmen zu müssen. Aber das verschwindet alles gegen das süße Gefühl, das mich durchglüht, wenn ich mit meiner Barschaft nach Hause laufe. Könnte ich es Ihnen nur deutlich machen, wie himmlisch es ist, für die, welche man liebt, arbeiten zu müssen. Wenn ich ins Zimmer komme, Mutter meinen ganzen Reichtum in den Schoß schütte, sie glücklich wie ein Kind mit Minen überlegt,

was alles davon angeschafft werden soll, und ich dann fühle, daß durch mein Bemühen ihr ein kleiner Teil der Sorgen abgenommen ist, dann bin ich so durch und durch glücklich, daß es auf der ganzen weiten Erde kein glücklicheres Geschöpf geben kann als mich."

„Therese, wie beneidenswert sind Sie," rief Fanny und warf das Armband, das sie in der Hand hielt, verächtlich zu dem andern Schmuck. „Wir müssen Freundinnen sein, rechte, echte Freundinnen!" Dabei umfaßte sie mich mit beiden Armen, küßte mich, und während Tränen über ihre Wangen liefen, bat sie: „Nenne mich du."

„Von ganzem Herzen!" sagte ich ebenso gerührt wie sie.

Als ich einmal gegen Abend bei Mendelssohns war, trat die schöne Friederike (Frau des Dichters Ludwig Robert) sehr heiter ein und rief: „Felix, ich komme heute mit einem Auftrag für Sie," er verbeugte sich. „Ich habe ein Frühlingsliedchen gedichtet, das müssen Sie komponieren, gelt?" sie sah ihn mit ihren reizendsten Blicken an. „Aber ich habe auch gleich die Instrumente dazu bestimmt."

„Oho!" — sagte Felix, „darf ich es sehen?"

Sie reichte ihm ein Blatt, er sah hinein, lachte laut auf und rief: „Ne, das geht nicht."

Fanny, die Sachverständige, guckte über Felix' Schulter mit hinein, lachte auch und sagte: „Das ist wirklich sehr komisch!" Sie las laut: „Eine Flöte, eine Klarinette, 2 Hörner und ein Cello!" Alle lachten, riefen aber: „Felix, das mußt du komponieren! Du mußt, du mußt!" „Ja!" sagte Fanny, „zur nächsten Sonntagsmusik muß es fertig sein, und Therese singt es dann." Die

sonderbare Aufgabe reizte ihn, er versprach das Lied zu komponieren — und hielt Wort.

Er bat die betreffenden Herrn vom Orchester am nächsten Sonntag eine halbe Stunde vor Beginn des Konzertes zu kommen, um das Lied probieren zu können. Die Eltern, Fanny und Roberts waren zugegen. Das Vogelgezwitscher der Flöte, der Kuckuck, alles klang nach Frühling und machte sich allerliebste. Da rief plötzlich mitten in meinem Gesang die schöne Dichterin: „F! — F — bring mein Schätzerl! heißt's, — nit Ich bring mei Schätzerl!“ Das Orchester hielt verwundert inne. — „Verzeihen Sie, ich habe jetzt nur auf die Noten geachtet,“ sagte ich ein wenig verstimmt. Felix preßte fein zierliches Taktstöckchen auf die Lippen, das Lachen zu verbergen, klopfte dann auf, die Herrn sahen lächelnd zu einander hin und fingen wieder an zu spielen.

Fast noch an keinem Sonntag war die Versammlung so zahlreich gewesen, als an diesem. Der Diener mußte Stühle aus dem ganzen Haus zusammenholen. Eine Symphonie von Mozart, vortrefflich exekutiert, wurde ziemlich gleichgültig aufgenommen; man wartete nur auf das wunderliche Frühlingslied, von dem man in der Gesellschaft schon viel gesprochen hatte. Das Lied lag mir bequem in der Stimme, die Aufregung half mir wie immer, und so ging es recht gut. Ich konnte mir nicht versagen, das F ein wenig stark zu betonen und nach Fanny hinzusehen.

So viel Beifall wurde fast noch keiner, auch der bedeutendsten Musik zuteil, die ich je gesungen, als dieser niedlichen Kleinigkeit; man rief da capo, aber Felix

machte ein finsternes Gesicht, flappte das Buch zu und sagte leise: „Auf keinen Fall.“ Ich und das Orchester blickten fragend zu ihm hin, die Eltern, Fanny und die Freunde, alles hat da capo, und so mußte er sich fügen; aber seine Verstimmung konnte er nicht bemeistern.

Als ich in der Pause bei Zelter vorüberkam, hielt er mich fest und flüsterte mir zu: „Wenn Sie so fortfahren, kann was Ordentliches aus Ihnen werden.“ Ich sah ihn starr an; mein alter, strenger Meister, der eigentlich nur in Sebastian Bach, Fasch und Händel lebte, hatte sich auch durch eine kleine, leichte, gefällige Fermate am Schluß des Liedes fangen lassen. Felix hatte recht, es war verdrießlich, und hier nicht besser als überall!

Den Hauptgegenstand unserer häuslichen Unterhaltung bildete jetzt schon Eduards große Reise, die er Anfang des Sommers [1822] antreten sollte. Sechs Monate! ich konnte mir diese Trennung gar nicht als möglich denken! Sechs Tage, an denen wir uns nicht gesehen, schienen uns eine Ewigkeit. Er wünschte, daß unsere Verlobung vor seiner Abreise in aller Form Freunden und Bekannten angezeigt würde. Die Eltern, die seinen Schmerz über die lange Entfernung von mir kannten, würden jetzt wohl seinen Bitten nachgegeben haben; aber Ludwig, dem er auch seinen Wunsch mitteilte, war entschieden dagegen. Er schrieb ihm:

Du bist ein junger Mann, Mann kaum den Jahren nach, Mann nicht, was Erfahrung anbetrifft, denn Du hast noch gar keine. In den Armen Deiner Eltern, unter der Liebe derselben aufgewachsen, unter

ihrer Fürsorge, unter ihren Händen groß geworden, kennst Du weder die Bedürfnisse der Menschen, noch kannst Du — durch Erfahrungen belehrt, beurteilen, was Dir nützt und frommt. Was Du jetzt als Deinen Himmel auf Erden betrachtest, kann in gereiftern Jahren nach gesammelten Erfahrungen bei größerer Welt- und Menschenkenntnis Dir als eine Spielerei der Jugend, das gegebene Versprechen, als eine bürdende Last erscheinen, und Du und Therese, Ihr könntet Euer jugendliches Verfahren Zeit Eures Lebens zu bereuen haben.

Drum gehe hin, von uns und den Deinigen mit Liebe und Segen für Dein Wohl begleitet. Prüfe Dich, lerne das Leben und dessen Verhältnisse kennen — und kehrst Du zurück, mit derselben Gesinnung, demselben Herzen und sprichst dann wie heute, dann soll sie Dein sein, mit unserm besten Segen.

Bei Gott, dem allgütigen, barmherzigen Vater, von dem wir hoffen, er werde unsere Fehler uns verzeihen, schwöre ich Dir, daß meine Absicht mit Dir rein und lauter ist, und daß ich auch nicht entfernt einen andern Gedanken habe und fest glaube und hoffe, Du werdest in unsere Familie treten, und ich Zeit meines Lebens Dein treuester Freund und Bruder sein.

Ludwig.

N. S. Nimm mit Liebe diesen Brief auf, er ist mit Liebe geschrieben; sind einige derbe Ausdrücke darin, so kennst Du ja meinen Charakter, meine Offenheit; weißt auch, daß ich im stilisieren nicht geübt bin.

Anfangs Juli wollte Eduard in Begleitung seiner Eltern und seiner Schwester Auguste zum erstenmal in die Welt hinausziehen und in Dresden bei seinem Bruder Karl, der jetzt dort engagiert war, einige Wochen verweilen. Von da wollte er allein nach Frankfurt a. M. gehen, um bei dem damals sehr berühmten Gesangslehrer Schelble, Direktor des Cäcilienvereins, noch eine Zeitlang Gesangunterricht zu nehmen.

So nahte der Abschiedsabend. Wir gaben uns ohne Rückhalt dem Schmerze hin, auch Eduard weinte und schluchzte wie ein Kind, dann, um der Qual ein Ende zu machen, riß er sich los und stürzte hinaus. Mutter und die Schwestern weinten still, ich war ruhig, denn die Pein des Wartens war vorüber. Wir alle waren müde und angegriffen und legten uns zeitig nieder. Mutter kam noch an mein Bett, küßte mich zärtlich und wünschte mir gute Nacht; ich winkte ihr lächelnd zu, sprechen konnte ich nicht. Unter strömenden Tränen bat ich Gott, meinen Eduard mir rein und treu zurückzuführen und schlief schon während des Betens ein.

Es war 4 Uhr, als ich erwachte. Alles um mich her schlief; ich stand leise auf, zog mich an, öffnete behutsam das Fenster und lehnte mich hinaus. Kein Laut war zu hören, ganz still war es auf der Straße, nur eine Grasmücke in ihrem engen, grünen Bauer drüben am Nachbarhause sang frisch und fröhlich in die Morgenluft. „Du hast gut singen,“ dachte ich, „du brauchst nicht Abschied zu nehmen.“ Es wehte kühl, ich zog mein Tuch über den Kopf und blickte die Straße hinauf nach der Ecke, um welche ich Eduard so oft hatte kommen

sehen, und in meinem törichtem Stolze war ich dann immer schnell zurückgetreten, damit er nicht merke, daß ich ihn erwartet hatte. Wie schalt ich jetzt diesen Stolz, der mich um so viele schöne Stunden gebracht, wie wollt' ich ihn anders und besser empfangen, wenn er nur erst wieder um die Ecke käme! — aber das wird lange dauern. Die Tränen traten mir in die Augen. Noch ist er ja hier in der Stadt, noch könnte ich ihn ja sehen, — der Gedanke durchzuckte mich wie ein Blitz; ich machte rasch das Fenster zu, — von dem Geräusch erwachte Mutter.

„Du bist schon auf, mein Kind, du wirst dich erkälten.“ „Mutter,“ rief ich hastig, „Mutter, ich muß hin, ich muß Eduard noch einmal sehen, in einer Stunde reist er ja erst.“

„Kind, du hast den Abschied überstanden, willst du noch einmal Abschied nehmen? denn weiter kannst du von dem Besuch nichts erwarten, bis du hinkommst —.“

„Ja du hast recht, ich will hierbleiben,“ sagte ich und fing an heftig zu weinen. Der Gedanke, daß es in meiner Macht stünde, ihn noch einmal zu sehen, hatte all meine Fassung verdrängt, und ich ging schluchzend im Zimmer auf und ab.

Die Schwestern standen leise auf. Die alte Aufwärterin kam, und Mutter ließ etwas früher als gewöhnlich das Frühstück besorgen.

„Sieh, was für ein göttlicher Tag,“ sagte Mine, als die Sonne hell und glänzend auf den gegenüberstehenden Häusern lag. „Komm, wir wollen frühstücken.“ Sie öffnete die Fenster, um die frische, erquickende Luft einströmen zu lassen; wir setzten uns, da schlug die Turm-

uhr sechs. „Gott sei Dank, er ist fort, jetzt bin ich ganz zufrieden,“ sagte ich. Mine nickte mir mit tränenden Augen zu, Mutter und Lore schwiegen bewegt.

Um sieben Uhr ging ich wie gewöhnlich fort zu meinen Stunden. Wie leer und einsam kam die Stadt mir vor, wie ausgestorben. Er hatte mich niemals auf meinen Unterrichtswanderungen begleitet, und dennoch war es mir, als ging' ich heut zum erstenmal allein. Auch die festgeschlossenen Fensterläden in der Mendelssohnschen Wohnung, an welcher ich vorüber mußte, erhöhten mein Gefühl der Einsamkeit. Die ganze Familie war schon seit einigen Wochen in die Schweiz gereist.

Als ich mittags nach Hause kam, riefen Mutter und die Schwestern: „Sieh, was wir haben,“ und hielten mir ein Billet von Eduard entgegen, das er noch in der Nacht für mich geschrieben und zurückgelassen hatte. „Gebt her, gebt her!“ schrie ich außer mir vor Freude und küßte verstohlen die lieben Zeilen, die den Ausdruck des tiefsten Schmerzes über unsere Trennung und die Versicherung seiner unwandelbaren Liebe und Treue enthielten.

Ich hatte mir ein kleines Buch gemacht, worin die Monate unserer Trennung in einzelne Tage verzeichnet waren, um jeden Abend die Freude zu haben, einen Tag von der grausamen Zahl austreichen zu können. Eduard hatte sein Reisetaschenbuch ebenso eingerichtet, und als der erste Abend kam, dachte ich mit wehmütiger Lust daran, wie er nun auch seinen Tag austreichen und voll Sehnsucht den nächsten herbeiwünschen würde, um ihn bald auch zu den vergangenen zählen zu können.

In der ersten Zeit konnt' ich mich gar nicht in diese

Trennung finden; lief jemand die Treppe rasch hinauf, so wunderte ich mich, daß es nicht klopfte, und Eduard eintrat, immer meinte ich, er müsse kommen. Nach und nach aber verloren sich diese Ansprüche an all die süßen Gewohnheiten, ich wußte jetzt genau, daß bevor ich nicht 181 Tage in meinem kleinen Buche ausgestrichen hatte, ich ihn nicht zurückerwarten durfte, und diese Gewißheit verscheuchte alle Unruhe und Ungeduld.

Ich glaube kaum, daß man sich heute einen Begriff von der Beschwerlichkeit des Reisens in meiner Jugend machen kann. Eduard mußte mit seinen Eltern den ersten Tag von morgens sechs Uhr bis abends zehn Uhr fahren, um nach Wittenberg zu gelangen, und erst am dritten Tage kamen sie müde und abgESPANNT in Dresden an.

Eduard sah zum erstenmal Felsen und Gebirgswasser, was ihn ganz erschütterte; dann die vielen Kunstschätze, die ihn entzückten, was ihn aber am meisten erfreute und beglückte war Tiecks wohlwollende Freundlichkeit gegen ihn. Er war damals Dramaturg am Dresdener Theater, hatte die größte Freude an Eduards künstlerischem Streben und Eifer und opferte ihm, wie Eduard mir schrieb, seine kostbare Zeit in stundenlangem Gespräch.

Bald nach der Rückkehr der Eltern, deren Liebe ich mir von Tag zu Tag mehr gewann, erhielt ich eine Einladung von ihnen für den nächsten Abend, mit der dringenden Bitte, ja zu kommen, da der Onkel Louis versprochen hätte, sie zu besuchen. Ich war ganz außer mir vor Freude, den hochgefeierten, in Berlin vergötterten Ludwig Devrient kennen zu lernen, diesen Künstler,

der mich so über allen Ausdruck entzückte. Eine verdrießliche Geldangelegenheit hatte die Brüder auf kurze Zeit entzweit gehabt. Nun aber war alles wieder ausgeglichen, und die ganze Familie zu diesem ersten Besuche des versöhnten Bruders geladen. In fieberhafter Spannung erwartete ich mit den andern sein Kommen. Endlich ging die Türe auf; eine schwächliche Gestalt mit ausdrucksvollem, aber nicht schönem Gesicht, langer, gebogener Nase, großen schwarzen Augen und vollen schwarzen Locken trat ein.

„Das ist er!“ sagte Auguste. „Ich dacht' es mir,“ flüsterte ich. „Das sind die wundervollen Augen des Shylock.“ Auguste lachte mich aus.

„Na, schön willkommen, lieber Bruder!“ sagte die Mutter, ging ihm entgegen und küßte ihn zweimal.

„Guten Tag, liebe Schwägerin!“ erwiderte eine etwas heifere, aber freundliche Stimme. Ich horchte auf, ja, ja, das ist sein Ton.

Er begrüßte die ganze Familie mit vertrauter Freundlichkeit; ich folgte jeder seiner Bewegungen und wagte kaum mir zu gestehen, daß sie etwas Unsicheres, ja Befangenes hätten. Ein fragender Blick traf mich; der Vater flüsterte ihm etwas ins Ohr, ich ward purpurrot, er sah mich lächelnd an, wandte sich, nickte wie zufrieden beistimmend und ging dann mit dem Vater zum Sofa. Sich setzend fragte er nach diesem und jenem, und sprach von lauter gleichgültigen Dingen. Daß er seine Reden so dem Tone des Hauses anpaßte, fand ich sehr hübsch, wartete aber immer auf etwas Interessanteres.

„Ach wenn er mich nur anredete, dann könnte ich



Hus Thereses Schreibmappe  
Geg. v. Eduard Devrient zu Weihnachten 1831

Landesbibliothek  
Karlsruhe

ihm doch sagen, wie sehr ich ihn bewunderte, und daß gäbe ihm Gelegenheit, von seiner Kunst zu sprechen.“

Aber er redete mich nicht an, und da es mit der Unterhaltung stockte, erzählte er Anekdoten, so lebendig dramatisch und hübsch, daß alle vor Lachen sich kaum zu lassen wußten. Der Beifall der Familie machte ihm sichtlich Freude; er ward vertraulich angeregt und gab nun allerliebste Momente aus seinem Leben zum besten. Daß er seine erst vor wenig Wochen von ihm geschiedene Frau dabei lächerlich machte, verletzte mich, und ich saß ernst und still neben der lachenden Auguste. Da streifte mich sein Blick, er ließ ihn eine Weile auf mir ruhen, brach plötzlich ab und gab dem Gespräch eine andere Wendung.

Wir gingen zu Tische; die Eltern verlangten, daß ich mich neben ihn setzen sollte. Ich folgte zögernd und nahm blöde meinen Platz neben ihm ein, aber auch er schien mir nicht frei von Befangenheit zu sein. „Also der Eduard ist jetzt in Frankfurt a. M.," rief er plötzlich dem Vater über Tisch zu. „Das ist sehr gut für ihn, da kann er etwas lernen. — Es soll dort einer der besten Singlehrer sein," sagte er, sich zu mir wendend und gewaltsam ein Gespräch anknüpfend.

„Ja," antwortete ich, der Direktor des Cäcilienvereins, Schelble heißt er.“

„Und wird Eduard bei ihm singen?“

„Der Direktor hat sich sehr freundlich und mit großem Interesse seiner angenommen.“

„Ei, da kann er sich gratulieren, und daß er an einem solchen Ort wie Frankfurt ist, gleich eine Anstel-

lung bei der Oper gefunden hat, gerade wie er sie wünschte, ist auch kein Spaß! — Er hat Glück! — Er scheint überhaupt Glück zu haben!" flüsterte er mir halblaut zu, mich freundlich ansehend. Ich war wie verduzt. In meinem jugendlichen Enthusiasmus für ihn hatte ich mir eingebildet, er müsse immer erhaben wie aus Wolken zu mir sprechen. Nun stürzte die mühselige, ganz gewöhnliche Galanterie mich aus allen Himmeln. Aber meine Blödigkeit war dadurch verschwunden, ich lachte und fragte „meinen Sie?"

„Gewiß! — Aber ist Ihnen nicht bange?"

„Bange, wovor?"

„Der Eduard ist jung, hübsch, etwas sentimental, das ist gefährlich; ach, Sie glauben nicht, wie leicht die Männer beim Theater verdorben werden." Er nahm eine höchst drollige, besorgte Miene an.

„O doch, ich habe schon oft davon gehört," antwortete ich, ihn beziehend ansehend.

„Eduard ist ein stilles Wasser," fuhr er fort, „denen ist am wenigsten zu trauen, — und die Damen in Frankfurt sollen alle sehr hübsch sein."

Wieder dieselbe Neckerei, die ich immer hören mußte. Ich fühlte, so dumm es auch war, doch auch wieder dieselbe abscheuliche Regung von Eifersucht. Ich bekämpfte sie aber tapfer und sagte: „Ei nun, da muß ich's schon darauf ankommen lassen, wer ihm besser gefallen wird."

„Da ist nicht schwer zu wählen," flüsterte er, nahm meine Hand und streichelte sie.

„Aber die Männer, die Männer sind gar veränder-

lich, Eduard ist ganz ohne Erfahrung." Ich unterbrach ihn, zog meine Hand aus seiner etwas weichlich warmen, und sagte: „Eduard ist nicht wie die gewöhnlichen Männer; daß er jung und unerfahren ist, gefällt mir gerade, auch merk' ich nicht, daß die Erfahrung so viel gescheiter macht."

„Sie sollten mich heiraten," sagte er plötzlich, „ich passe weit besser für Sie, als Eduard."

„Ach Gott bewahre mich," rief ich von der einen Seite und, „na, das wär nich übel," Tante Hoffmann von der andern Seite. Dieser Schreckensschrei erregte allgemeines Gelächter.

„Br—rr, bin ich denn so fürchterlich? So ganz übel bin ich gar nicht," und dabei fing er an all seine Vorzüge aufzuzählen. Er nannte Eduard viel zu ernst und melancholisch für mich, ahmte dabei seine Haltung, Sprache und Miene auf die frappanteste Weise, wenn auch ein wenig karikiert, nach. Es ärgerte mich eigentlich, und dennoch mußte ich lachen; er machte aber auch alles so pikant und dabei so ohne jede Spur von Bosheit, daß ich ihm nicht böse sein konnte. Nun kam es mir aber doch wie Verschwendung vor, den ausgezeichneten Mann nur so in allergewöhnlichsten Gesprächen zu verbrauchen. Ich faßte mir ein Herz und sagte ernst: „Sie vergessen den einzigen Vorzug zu erwähnen, den Sie wirklich vor Eduard haben."

„Und der wäre?" fragte er lebhaft.

„Daß Sie ein vollendeter großer Künstler sind und Eduard nur erst Anfänger. Er sah mich einen Augenblick mißtrauisch fragend an.

Jetzt war ich mutiger: „Ja, sagte ich, Sie können es kaum denken, wie mich Ihr Spiel erschüttert und zur höchsten Begeisterung fortgerissen hat. In jeder Ihrer Rollen, ich weiß nicht ob mehr im Trauerspiel oder im Lustspiel, und daß Sie so gar nichts dem dummen Publikum zu Gefallen, gar nichts für den Beifall tun, das ist es, was mir an Ihnen so gefällt.“

„Dafür verdiene ich kein Lob,“ fiel er rasch ein, „denn ich weiß nichts vom Publikum, wenn ich spiele.“

„Das ist ja eben so schön!“ rief ich freudig.

Er ward sehr bewegt; mit leuchtenden, feuchten Augen pries er seine Kunst und das Glück, ein Künstler zu sein. Er hatte das Bestreben, ganz hingebend und frei sich auszusprechen, aber er brachte es nicht zustande; ihm fehlte das Wort, er konnte den Ausdruck nicht finden, so ernst er es auch empfand. Man fühlte, seine Bildung hielt mit seinem Genie nicht Schritt. Seine liebenswürdige Naivetät war ich damals noch nicht imstande ganz zu begreifen, und mir erschien alles was er sagte weit hinter seinen Leistungen zurückzustehen.

Onkel Louis hatte wohl Recht, es war allerdings viel Glück, daß Eduard in Frankfurt gleich eine solche Anstellung gefunden hatte, die ihn in den Stand setzte, Reise und Aufenthalt aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Schelble hatte Eduard sechsmonatliches Engagement beim Theater verschafft. Die Theaterdirektion schickte ihm gleich nach seinem ersten Auftreten als Barbier (Rossini) vier für ihn ganz neue Rollen, die er binnen 14 Tagen studieren sollte. An Tätigkeit fehlte es ihm also nicht. Nach jenem ersten Auftreten hatte er mir geschrieben:

Es ist geschehen und glücklich, meine Therese, der Anfang ist gemacht. Ich habe gestern als Barbier außerordentlich gefallen, hätt ich Dich nur gleich danach sehen, mir Dein Lob, Deine Liebkosungen, die sonst so sparsam sind, dafür holen können. Aber ich wußte, daß Du, sowie alle meine Lieben, gestern recht herzlich meiner gedacht; Du hast gewiß oft nach der Uhr gesehen, und danach bemessen, bei welcher Szene ich jetzt wohl sein möchte. Morgen ist nun ein entscheidender Tag, etwas Unerhörtes wird gewagt, ein Anfänger wagt sich an des größten Komponisten größtes Werk. Ich soll den Don Juan geben. Gott stärke mich! — Der Zufall hat die Vorstellung auf den 13. gestellt, ich nehme es für eine günstige Vorbedeutung; der 13. hat mir das größte menschliche Glück gebracht, vielleicht ist er auch dem Künstler hold.

Am 14. schreibt er: Es war nichts, wie ich befürchtete. Die Aufgabe war noch zu schwer für mich, wie sich's versteht. Es ist applaudiert und gezielt worden. Deshalb hast Du Dich aber meiner nicht zu schämen; Sachverständige haben mich versichert, daß ich manches gut gemacht habe, und daß überhaupt mein Gesang gut gewesen sei. Gestern abend war ich mißmutig, aber heute ist es vorbei, ich sehe die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte; wie will ein junger, unerfahrener Mensch gleich das Höchste gut ausführen, und zum ersten Male? Gewiß, die Lektion schadet mir nichts; wenn ich gefallen hätte, hätte ich ja auch unerhört eitel werden müssen. Genug also, ich habe viel gelernt bei dieser Rolle und werde künftig nicht wieder so vorwitzig sein.

Freilich konnte ich anfangs die Bitterkeit der Empfindung nicht verwinden; und doch fand ich mich an Edwards großer, echt künstlerischer Haltung bei dieser Gelegenheit bald wieder zurecht.

Ein Billet von Auguste, das mir eines Morgens früh zugeschickt wurde, brachte bei uns allen große Aufregung hervor. Sie teilte mir mit, daß sie Braut sei, sie habe sich gestern mit dem jungen Wagner, dem Sohn eines reichen und angesehenen Hofjuweliers verlobt. Ich hatte es längst erwartet, denn sie hatte mich zur Vertrauten ihrer Liebe gemacht, natürlich lief ich gleich zu ihr hin, fand die ganze Familie in glücklichster Stimmung, besonders die gute, treue Tante Hoffmann, Edwards Stiefschwester, die aus der Rührung gar nicht herausfinden konnte, ihren Liebling Auguste so strahlend schön zu sehen. Der Bräutigam ward mir vorgestellt, ein hübscher Mann von energischem, etwas durchgreifendem Wesen, das mich zuerst ein wenig erschreckte, mir später aber das Gefühl des Übergewichts seines Verstandes gab; wir wurden gute Freunde bis an sein Lebensende.

Mendelssohns waren von ihrer Schweizerreise zurückgekehrt und hatten geschickt, es mich wissen zu lassen. Ich lief hinüber, die langentbehrten Freunde zu begrüßen. Sowie die ersten gegenseitigen Fragen beantwortet waren, zog mich Fanny auf ihr Zimmer.

„Zuerst nimm hier diese Kleinigkeit, die ich dir aus Frankfurt a. M. mitgebracht habe,“ sagte sie, mir ein niedliches Flortuch und ein Flacon reichend.

„O wie hübsch! Ich danke! — aus Frankfurt a. M.?“

„Ja ich habe dort auch jemanden gesehen und gesprochen.“ —

„So?“ sagte ich mich gleichgültig stellend, „wen denn?“

„Ei, warum wirst du denn so rot? Einen hübschen, blonden jungen Mann.“

„Es gibt viele blonde Männer.“

„Ja, wenn du es nicht erraten kannst, muß ich es dir sagen. Der junge Devrient war es! —“ sie sah mich lächelnd prüfend an.

„Ach ja — ich weiß: der ist in Frankfurt.“

„Ach — also das weißt du, nun dann wird es dich wohl interessieren, von ihm zu hören, daß er gesund ist, blühend aussieht und von den Damen sehr interessant gefunden wird.“

„So — das freut mich!“

„Mir scheint, nicht allzusehr,“ sagte sie lachend, „bist du etwa eifersüchtig?“

Wahrhaftig wieder dieselbe Neckerei, es war zum Verzweifeln! Ich schwieg. Fanny umfaßte mich — „nun, du bist ja plötzlich so still geworden?“

„Ach Fanny, wie du mich quälst!“

„Warum bist du auch so geheimnisvoll? — Du brauchst es gegen mich nicht zu sein, ich hab' es längst gemerkt, daß ihr euch liebt, und mich herzlich darüber gefreut.“

„Ja! Ja?“ rief ich froh, mein bedrückendes Schweigen brechen zu können, „ja, wir lieben uns, und seit dem Februar sind wir verlobt, und wenn er glücklich zurückkehrt von seinen Reisen, soll alle Welt es wissen, daß wir uns lieben.“

Ich mußte mich zu ihr setzen, und recht ausführlich erzählen. Alles wollte sie wissen. Ob er oft zu mir gekommen wäre — was er gesagt, als er um mich angehalten habe, — ob er zärtlich sei; und wenn ich nun verlegen ausweichende Antworten auf diese wunderlichen Fragen gab, sagte sie immer in einem sehr altklugen Tone: „Komm, komm, sei kein Kind, erzähle mir ordentlich und genau.“ Da ich einmal zu plaudern angefangen hatte, machte es mir selbst bald so viel Freude, von Eduard sprechen zu können, daß wir schwatzten und schwatzten, ohne zu merken, wie es indes ganz dunkel geworden war. Der Bediente schreckte uns auf, indem er uns zum Abendessen rief.

Während wir Hand in Hand über den langen Korridor zum Wohnzimmer gingen, sagte Fanny: „Schreibe Eduard, daß du mich zur Vertrauten gemacht hast, und ob es ihm auch recht ist. — Ich wüßte gar zu gern, wie er über mich denkt, und ob er mich wohl leiden mag.“

„O, das kann ich dir sagen, ich weiß, daß du ihm sehr gut gefällst — ich bin schon mal ein paar Tage auf dich eifersüchtig gewesen.“

„Ach, wie dumm!“ sagte sie lachend und blieb stehen, denn wir waren jetzt an der Türe. „Nein ich besitze keinen einzigen von all den reizenden Fehlern, die Eduard so liebenswürdig bei Frauen findet, wie er sich einmal gegen uns äußerte; dir hingegen sind sie in reichem Maße zuteil geworden.“

„Danke schön,“ sagte ich.

„Nun komm aber geschwind, die Eltern werden böse.“ Ganz geblendet traten wir aus der Dunkelheit in

das helle, trauliche Wohnzimmer, wo wir die Familie schon um den Abendtisch versammelt fanden. Die Mutter empfing uns mit einigen Verweisen, der Vater lächelte, Felix kniff die Augen zusammen und blinzelte uns fragend an, Rebekka sagte einige spitze Reden. Wir aberkehrten uns an niemand und fühlten uns stolz im Besitze unseres wichtigen Geheimnisses.

Welchen Genuß, welchen Nutzen gewährte mir der Verkehr im Mendelssohn'schen Hause, wieviel Berühmtheiten lernte ich hier kennen. An den größern Gesellschaftsabenden machte es mir allein schon Spaß, mich mit Rebekka der Flügeltüre gegenüber ins Fenster zu stellen, und die eintretenden Gäste zu beobachten. Mein alter Zelter im Frack und in der weißen Halsbinde sah sehr stattlich aus; sein derbes, offenes Gesicht und die große, kräftige Gestalt bildeten einen rechten Gegensatz zu Monsieur Spontini, der im grünen Frack, schwank und schmal, wie ein Schilfrohr sich hereinbewegte. Madame Spontini, im langen, weißen Mullkleid, den kostbar gewirkten, goldgelben Schal wie einen Mantel darübergehängt, lehnte graziös an seinem Arm. Ich habe die Namen fast all der Virtuosen vergessen, die ich dort zu bewundern Gelegenheit hatte; erinnerlich ist mir nur noch der bleiche Paganini mit dem langen, schwarzen Haar, der den vielleicht längst verschmerzten Kummer in seinen Gesichtszügen festhalten mußte, um seinem interessanten Porträt ähnlich zu bleiben. Dann steht mir auch der kleine, untersekte Bouchée deutlich vor, der sich viel auf seine Ähnlichkeit mit Napoleon I. zugute tat, und in Konzerten vor Beginn des Musikstückes dessen bekannte

Stellung nachahmte. Wenn er all seine Narrheiten, die bei Mendelssohns schlecht angebracht waren, zu Hause ließ, war er ein höchst anziehender Violinspieler. Er, wie seine Frau waren sehr beliebt dort; denn daß er Zucker naschte, hinderte nicht, ihn gern zu sehen. Sehr komisch war Madame Mendelssohns Ausruf, wenn er gemeldet wurde: „Kinder, Bouchée kommt, bringt den Zucker in Sicherheit!“

Von den Gelehrten sind mir nur zwei deutlich im Gedächtnis geblieben: Alexander v. Humboldt und Eduard Gans. Für den ersten schwärmte ich, und wenn man ihm auch vielleicht mit Recht den Vorwurf machen konnte, er lasse niemals jemanden zu Worte kommen, so schien mir das kein Verlust; denn er sprach so geistreich amüsant, so voll feinen, oft sehr scharfen Humors, daß man mit Freuden ihm immer zuhörte. Professor Gans' scharfer Geist, sein Wissen und seine Herzensgüte hörte ich immer sehr rühmen; allein er hatte einen krausen, runden Wollkopf und kam stets mit einer sehr lauten, wie mir schien etwas anmaßenden Rede schon ins Zimmer herein; für mich war das damals Grund genug, ihn nicht gern zu haben.

Unter den Frauen waren es die Hofrätin Herz und Rahel von Barnhagen, die mein ganz besonderes Interesse in Anspruch nahmen. Frau Herz war eine imposante Gestalt; ihr edles, regelmäßiges Gesicht zeigte ebensoviel Verstand als Herzensgüte. Sie beherrschte angeblich sieben Sprachen und benützte diese Fähigkeit auf die schönste Weise, indem sie täglich arme Mädchen mit unermüdllichem Eifer unterrichtete. Ich selbst kannte

mehrere, welche durch sie in den Stand gesetzt waren, sich ihren Unterhalt zu erwerben. An Rahel liebte ich den tiefen, ausdrucksvollen Blick ihrer Augen und den wohlthuenden Ton ihrer Stimme. Die Wirtschaft aber, die ihr Mann mit ihr machte, widerte mich an. Oft wenn wir im großen Gartensaale bei Mendelssohns munter plaudernd mit der Arbeit saßen, meldete der Diener Herrn und Frau von Barnhagen; dann tat sich die Türe auf und Herr von Barnhagen trat groß und vornehm herein, die kleine, breite, mühsam gehende Frau feierlich am Arm führend. Zwischen den Fingerspitzen trug er zierlich ein buntgesticktes Kissen. Der Diener mit zwei andern lief voraus und schob einen Lehnstuhl zurecht. Herr v. Barnhagen ließ seine Gattin, die auf dem Wege dahin freundlich grüßte, in den Sessel nieder, nahm dem Diener die Kissen ab, schob eines unter ihre Füße und legte das andere hinter ihren Rücken. Ein liebevoller Blick von ihr lohnte seine Bemühung. Dann trat der verehrerische Gatte hinter ihren Stuhl und zog leise sein Taschenbuch hervor, um jede ihrer Reden gleich niederzuschreiben. Als das Gespräch mit andern ihn einmal von der Stelle fortgelockt hatte, und er in ihrer Nähe sprechen und lachen hörte, stürmte er eiligst herzu mit dem Rufe: „Was hat sie gesagt? — was hat Rahel gesagt?“

„Was meinst du,“ fragte ich Rebekka, „wenn immer hinter uns jemand stünde und alles, was wir sagten, niederschriebe?“

„Nun,“ antwortete sie in ihrer klugen, festen Weise, „wenn wir so viel sprächen, und uns so wenig scheuten

alles auszusprechen, würde auch manch gescheites Wort von uns zu berichten sein."

Die schwere Zeit der Trennung war vorüber. Mit welcher Empfindung ich am letzten Abend den Tag in meinem Buche ausstrich, kann man sich wohl denken. Eduard kehrte zurück, treu, gut, unverändert. Wir hatten uns wieder, und nur in der ersten Stunde fühlte ich mich fremd und scheu. Bald aber schien es mir, als wären wir nie getrennt gewesen, wären vertrauter, weit inniger vertraut noch als zuvor. Aber nicht nur für mich fand ich ihn unverändert, auch in seiner künstlerischen Tätigkeit wie in seinem gesellschaftlichen Benehmen sah ich keinen merklichen Unterschied gegen früher. Es machte mir Spaß zu hören, wie der eine seine Stimme weit stärker, der andere sein Auftreten viel freier fand. Ich widersprach nicht, denn es kam ihm ja zugute.

Leider konnten wir viel weniger bei einander sein, als wir so sehnlichst gewünscht und gehofft hatten.

Die Wahl eines Predigers für meinen Religionsunterricht bildete jetzt fast immer den Gegenstand unserer Unterhaltung. Es war nicht leicht, einen passenden Mann zu finden, der all den Anforderungen, die Eduard stellte, genügt hätte. In seiner Sorge prüfte, forschte und wählte er so lange, daß ein Monat nach dem andern darüber verstrich. Endlich hatten wir einen Lehrer gefunden, einen als Freund Schleiermachers wohl-empfohlenen Mann.

Es war Januar [1823] und bitter kalt, als Mine und ich zu ihm gingen. Er wohnte sehr entfernt; wir hatten fast die ganze Stadt zu durchwandern. Die Wichtigkeit dieses Ganges lag mit solcher Schwere auf mir, daß es mir fast den Atem nahm. Wir sprachen kein Wort und gingen still mit unsern Gedanken beschäftigt nebeneinander her.

Meinen Glauben wollt' ich hingeben, einen Glauben, dem ich der Ausübung nach längst nicht mehr angehörte, und der mir jetzt, da ich ihn lassen sollte, lieb war wie ein alter Bekannter, an den uns nichts als die Gewohnheit fesselt, und der dennoch in der Abschiedsstunde uns wert und teuer erscheint. Und wußte ich denn so gewiß, ob diese neue Lehre mit ihren ernstesten, strengen Forderungen, der Selbstverleugnung und Demut, mir Ersatz geben würde für die, welche ich lassen wollte. Ich war so glücklich ruhig, so frei gewesen, hatte mich nirgends beschränkt durch einengende Formen gefühlt. Meine Kirche war überall, wo ich zu Gott betete, mein Vertrauen und meine Zugehörigkeit zu ihm war so fest, so unerschütterlich, daß ich keines Vermittlers bedurft hätte. Aber ich verwarf alle Zweifel, alle Fragen, dem Christentum wollte ich angehören. Edwards beseeligender Glaube, den ich durch ihn als das höchste Ziel alles menschlichen Strebens kannte, sollte auch der meine werden.

An dem Morgen, an welchem ich zum erstenmal zum Unterricht ging, überfiel mich eine sonderbare Spannung und Verlegenheit, als ich Mutter „Lebewohl“ sagen wollte. Ich wußte, daß sie, wenn auch seit frühester Jugend nicht nach den Gebräuchen und Vorschriften der

jüdischen Religion lebend, dennoch mit frommer Hingeb-  
ung ihr zugetan war, und daß der Schritt, den ich jetzt  
zu tun mich entschlossen hatte, notwendig die Sorge bei  
ihr erwecken mußte, ob nicht von nun an manches sich  
zwischen uns stellen würde, was unser schönes, inniges  
Verhältnis stören könnte.

Ich stand zögernd vor ihr. Sie mochte mir wohl  
ansehen, was in mir vorging, denn sie reichte mir die  
Hand und sagte: „Geh' in Gottes Namen, mein Kind,  
und wenn du nach Hause kommst, erzählst du mir, was  
du gelernt hast.“ — „Ja, ja, das will ich,“ rief ich  
entzückt; ich konnte vor Rührung nichts weiter sagen,  
drückte ihr die Hand und lief hinaus. Draußen aber  
dachte ich mir es aus, wie ich all das Göttliche, das ich  
nun empfangen würde, ihr mitteilen wollte. Inbrünstig  
betete ich zu Gott, meinen Sinn aufzuklären, mein Herz  
zu erleuchten und mich fähig zu machen, ihr von dem  
Reichtum zu geben, der meiner wartete.

In dem kleinen, freundlichen Zimmer des Predigers  
standen zwei Stühle an einem Tischchen, auf welchem  
das Neue Testament lag. Mit ehrfurchtsvoller Scheu  
betrachtete ich das Buch, die Quelle des Heils. Wir  
setzten uns; mein Herz pochte heftig. Der Prediger  
schien gerührt von meinem Eifer und war überaus  
väterlich und liebevoll. Er bat mich, ehe wir begannen,  
ihm einiges von meinem Leben zu erzählen. Das war  
mir heute gerade recht, und ich schüttete mein ganzes  
überströmendes Herz voll Liebe und Glückseligkeit vor  
ihm aus. Lächelnd und voll Teilnahme hörte er mir zu,

reichte mir dann schweigend die Hand, und schon nach der ersten Viertelstunde waren wir die besten Freunde.

Der Unterricht begann. Er reichte mir das Buch und bat mich zu lesen, da er vom vielen Sprechen sehr angegriffen sei. Wir fingen mit dem Evangelium Matthäi, bei der Geburt Christi an. Das war mir nicht neu; ich sagte es ihm, und er beschränkte sich nur darauf, mir einzelne Reden und Wörter genauer zu übersetzen, verständlicher zu machen, und versuchte mir die Erscheinung des Sternes, dem die weisen drei Könige nachgingen, natürlich zu erklären. Mir schien dies unnütz; indessen bewunderte ich seine Gelehrsamkeit, staunte über sein vieles Wissen und freute mich auf die spätern Unterrichtsstunden.

Mein heutiger Bericht an Mutter war nur kurz. Ich wiederholte, was ich eben gelernt hatte, erzählte ihr die Geburt Christi, merkte gleich, welchen Eindruck die heiligen drei Könige, die in ihrer frommen Einfalt dem Sterne nachgingen, auf sie machten, und wußte, daß es nicht nötig sei, ihr das auch natürlich zu erklären. Ihr schien dies Wunder ganz natürlich.

In der nächsten Stunde lasen wir das Kapitel weiter; o wie göttlich! Ich war ganz erschüttert. „Wie ist nur möglich,“ fing ich an, als ich das Buch weggelegt hatte, „daß die Menschen diese klare, verständliche Lehre, so verdrehen und verderben konnten? Wenn man bedenkt, daß im Namen dieser sanften, milden Religion die fürchterlichsten Greuel geschehen sind, begreift man es gar nicht. Aber nicht wahr, Herr Prediger? Der Hochmut ist doch wohl an allem Schuld, erst der Hochmut der Juden, die sich für die Auserwählten

hielten, dann der der Christen, die den Himmel und die künftige Seligkeit, für sich allein errungen glaubten.“

„Allerdings ist leider sehr viel Hochmut unter den Christen, deren Haupttugend Demut sein sollte; indessen dürfen Sie den Glauben der Christen, daß ihre Religion die alleinseligmachende sei, nicht als Hochmut bezeichnen. Niemand kann zum Vater kommen als durch mich, sagt der Erlöser.“

„Er meint, wer in seinem Sinne, nach seiner Lehre lebt, —“

„Wer an ihn glaubt — mit einem Wort, wer Christ ist!“

„Nur wer Christ ist, Herr Prediger? — und für alle übrigen wäre das Himmelreich verschlossen? —“

„Allerdings!“

„Unmöglich, das wäre ja lieblos und ungerecht; — also ein Mensch, der fromm und gut ist — in Liebe und Sanftmut sein Leben hingebracht hätte, wäre ausgeschlossen von der ewigen Seligkeit, weil er zufällig als Jude geboren ist, jüdische Gebräuche ihm anezogen sind? — wenn ich z. B. jetzt stürbe — oder — was red' ich denn von mir — wenn meine liebe, gute Mutter jetzt stürbe, so glauben Sie, Herr Prediger, Gott würde seinen Himmel ihr verschließen? —“

„Sachte, sachte! nur nicht so lebhaft, liebes Kind! Es schmerzt mich, wenn ich Ihnen weh tue, aber ich muß Sie vor allen Dingen bitten, diese freigeistige Religion, die Sie sich selbst gebildet haben, aufzugeben, und ohne Vorbehalt der Lehre Christi sich zuzuwenden.“ Mit großer Bestimmtheit setzte er mir nun auseinander, wie nur

durch Christus, den Vermittler, der das Kreuz auf sich genommen habe, und für die Erlösung gestorben sei, die Seligkeit gewonnen werden könne, und wie nur die Christen, die an ihn glaubten, Anspruch darauf hätten. Die unerschöpfliche Güte Gottes aber würde gewiß den Nichtchristen nach ihrem Tode auf irgend eine Weise Gelegenheit geben, das Christentum anzunehmen, und sie so, wenn auch später, dennoch der Gnade des Erlösers theilhaftig machen."

Ich verstummte; Tränen traten mir in die Augen; ich weiß nicht, ob vor Wehmut oder Entrüstung. Er suchte noch lange mir seine Überzeugung klar zu machen, verteidigte und erklärte sie durch tausend gelehrte Wendungen, denen ich schweigend und nur dem Scheine nach aufmerksam zuhörte.

Als die Stunde vorüber war, ich allein draußen auf der Straße, brach mein ganzer Zorn gewaltig los. „Herr, mein Gott, dachte ich, wie kannst du Geduld haben mit all der Verkehrtheit und dem Unfinn der Menschen.“ Ich haßte eine Religion, die solchen Verdrehungen Anlaß geben, die so hochmütiges Überheben gestatten konnte. Ja, ich war so aufgeregt, daß ich in dem Augenblick eher Eduard entsagt hätte, als falsch und unredlich zu einem Glauben mich bekannt, der mir so zuwider war.

Ich hatte die Hälfte des Weges zurückgelegt und mußte stillstehen, um Atem zu schöpfen. Was soll ich Mutter heute sagen? — mit Schrecken fiel mir der Ausspruch des Predigers ein. — Ich ging langsam, um zu überlegen, ich recapitulirte noch einmal alles, was wir in der Stunde durchgenommen, natürlich auch das

Evangelium, das ich gelesen. Ach! dachte ich ganz erschüttert, von freudiger Rührung, wie konnt' ich mich auch so irre machen lassen; darin steht ja alles, was ich brauche, was kummert mich, das Drehen und Formen der Menschen, seine Worte, unverfälscht und göttlich, will ich ihr sagen, die soll sie in sich aufnehmen. Ich weiß jetzt, was ich Mutter heute lehren muß. Und während ich mir einbildete, in meinem Innern die Worte des Heilandes nur für sie zu sammeln und zu ordnen, merkte ich nicht, wie ich mir selbst dadurch geholfen hatte.

„Nun, mein Kind, wie war es heute?“ fragte Mutter, als ich ins Zimmer trat. Ich zeigte auf Mine und Lore, die mit der Arbeit am Fenster saßen, sie verstand mich, und sagte leise: „wir wollen in die Küche gehen, da sind wir allein.“

Es brannte ein helles Feuer auf dem Herde; Mutter legte noch etwas Holz auf und rief mich heran. „Komm, hier ist es warm.“ Wir stellten uns vor den Herd, und während ich — verlegen, wie ich beginnen sollte, mir die Finger wärmte und riech, sagte sie: „Nun, so sprich doch, Kind, ich bin heute recht begierig.“ „Vom künftigen Leben haben wir gesprochen,“ fing ich an und blickte in die Flamme.

„So — nun das sage mir, das ist ja gerade das Wichtigste,“ und andächtig ihre Hände übereinander legend, sah sie wie ein lernbegieriges Kind mich an.

„Der Prediger sagte,“ begann ich nun sehr ungeschickt, „nur durch den Sohn kann man zum Vater kommen, nur wer an Christus glaubt, wird selig werden.“

Mutters Gesicht bekam einen unbeschreiblich rührenden Ausdruck.

„Das heißt, verstehst du Mutter, wer in seinem Sinne lebt, wer seinen göttlichen Lehren folgt, ihm ähnlich ist — der wird selig werden, er sei Jude oder Christ,“ sagte ich so überzeugend und mit einer Art von Trost, daß mein Prediger sich entsetzt haben würde, hätte er den Erfolg seiner Bemühungen hören können.

„Mutter!“ fuhr ich eifrig fort, „kann denn noch ein Zweifel möglich sein — Christus sagt: ‚Nicht alle, die Herr, Herr zu mir sagen, werden in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel.‘ Dann sagt er ein andermal: ‚Selig sind, die reines Herzens sind, sie werden Gott schauen.‘ Ach, er ist so mild, sanft und gerecht; seiner Lehre zu folgen, ist die höchste Aufgabe der Menschen. Moses lehrt uns: Liebt eure Nächsten, aber unsere Feinde zu lieben, lehret er uns nicht. Jesus aber sagt: ‚Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.‘ — Mutter, das ist die Aufgabe der Christen.“

„Es ist wundervoll, mein Kind, aber schwer, sehr schwer,“ seufzte sie.

„Ei, laß es uns nur versuchen Mutter, wir wollen mal sehen, wie weit wir's damit bringen; schon der Wille, der Versuch, ist ein Gewinn!“

„Ja, das will ich, mein Herze, das will ich gerne,“ sagte gerührt mein frommes Mutterchen. „Ach, wie ist es so schön, daß du das alles lernst, und was muß der Prediger, dein Lehrer, für ein prächtiger Mensch sein.“

Ich nickte ihr lächelnd zu und dachte: „Nun, mein

Herr Prediger, wer heut dem Christentume mehr genügt hat, Sie oder ich, das möcht ich vor dem Gericht des heiligen Geistes wohl entscheiden lassen."

Unser gegenseitiger Religionsunterricht dauerte fort. Mutter war unermüdet zu fragen und zu hören, ich erlangte immer mehr Gewandtheit, das, was ich gelernt hatte, in veränderter Form ihr mitzuteilen.

Es tat mir eigentlich weh, gegen den mir so wohlwollend väterlich gesinnten Lehrer unwahr sein zu müssen, aber ich fühlte die Notwendigkeit zu schweigen, denn ich hätte ihn beleidigt, ohne zu nützen. Nur einmal ließ ich mich doch noch hinreißen und verstimmte ihn ganz entsetzlich dadurch.

Es war bei Gelegenheit der Wunder, die er sich bemühte, mir alle auf natürliche Weise zu erklären. Besonders lange verweilte er bei der Hochzeit von Kana, bei welcher die Verwandlung des Wassers in Wein ihm große Schwierigkeiten machte. Es war mir unbegreiflich, daß er gar nicht merkte, wie sehr er seinen Wundern dadurch schadete. Er verwickelte sich so in Widersprüche, daß ich ihm zu Hilfe kommen wollte, und sagte: „Ach, lassen sie es gut sein, Herr Prediger! ich brauche die Wunder nicht, mir erscheinen sie unnütz und unbedeutend. Ich glaube gern und von ganzer Seele an die Göttlichkeit Christi, und das ist doch wohl das Wichtigste.“

Da ward der sonst so sanfte Mann sehr finster und strenge, wie ich ihn nie gesehen hatte, sagte er: „Der Wunderglaube ist das wesentlichste Erfordernis des Christentums.“

Ich schwieg und gelobte mir, niemals wieder, so

lange auch der Unterricht noch dauern würde, meine Ansicht offen auszusprechen.

Ich war recht in tieffter Seele betrübt und schüttete mein ganzes Herz voll Wunderjorgen gegen Eduard aus, als er abends zu mir kam. Er umfaßte mich und sagte zärtlich mich tröstend: „Mein liebes Herzchen, wenn dir sonst nur die Göttlichkeit Christi klar und lebendig geworden ist; wenn du an ihn und seine Lehren glauben kannst, will ich dir die Wunder alle gerne schenken.“

Ich fühlte mich von einer schweren Last befreit.

Ich lernte und lehrte nun ungehindert fort. Eines Momentes aus diesen lieben Unterrichtsstunden erinnere ich mich genau. Als ich Mutter die Kreuzigung Christi und seine Geduld und Sanftmut während der Leiden und Qualen schilderte, als ich ihr seine Verklärung beschrieb und seine letzten Worte sagte, brach sie in heftiges Schluchzen aus. „Gott! Gott!“ rief sie, „und den konnten sie kreuzigen!“

Mutters Erschütterung wirkte auch auf mich, die Tränen stürzten mir aus den Augen, und so saßen wir beide nach 1800 Jahren und weinten um den gekreuzigten Erlöser, als wäre er gestern gestorben.

Mein Religionsunterricht war indessen so weit vorgeschritten, daß der Einsegnung nichts mehr im Wege stand, und der Tag bestimmt werden konnte. Es war der 11. Juni [1823], ein heller, sonniger Morgen. Weiß gekleidet stieg ich mit Loren in eine große Kutsche, holte Fanny, die ich mir als Zeugin erbeten hatte, ab, und so fuhren wir durch die geräuschvollen Straßen nach der

Kirche, an deren Eingang Eduard und sein Vater schon auf uns warteten. Sehr beklommen und ängstlich trat ich ein. Die kleine, leere Kirche sah ungemein friedlich und feierlich aus. Der Prediger im Ornat kam mir entgegen und reichte mir herzlich bewegt die Hand, der Küster betrachtete mich mit einem kuriosen Ausdruck vom Kopf bis zu den Füßen, wahrscheinlich weil ich ganz gegen die Gewohnheit der damaligen Zeit ein weißes Kleid trug; er sah aus, als versuche er, durch seine jammervolle Miene den mir fehlenden Traueranzug zu ersetzen.

Der Prediger stellte sich vor den Altar, auf welchem hohe Wachskerzen brannten. Ihre rötliche Flamme mischte sich mit den glänzenden Sonnenstrahlen, die durch die Bogenfenster drangen, und als ich kniend auf der untern Stufe zu dem Geistlichen aufblickte, stand er in dem wunderbaren Doppellichte wie in einem Heiligenscheine vor mir da. Geblendet mußte ich die Augen senken und hörte seine sanfte, leise Stimme wie ein fernes Summen. Aus dieser angenehmen Betäubung, zu welcher die allen Kirchen eigentümliche Atmosphäre nicht wenig beitrug, schreckten mich die Worte „Auferstanden und gen Himmel gefahren“, die er lauter, beziehend und mit kräftigerer Betonung sprach. Ich hörte das Glaubensbekenntnis, welches ich durch mein „Ja“ annehmen und bestätigen sollte.

„Herr, mein Gott!“ rief ich angstvoll in meinem Innersten, „jetzt erleuchte mich, jetzt steh' mir bei, daß ich die Sünde des Meineids nicht auf mich lade.“

Er war zu Ende, und sah mich ernst fragend an.

„Ja!“ sagte ich mit freiem Herzen und mit reinem

Gewissen, wenngleich mit zitternder Stimme. Der befehligen, erhabenen Lehre des Christentums gelobte ich mit ganzer Seele anzugehören; daß ich dies tat, wie ich sie zu fassen und aufzunehmen vermochte, — das fühlte ich hier an heiliger Stätte, vor dem Throne Gottes — das war keine Sünde. Der Herr, mußte ich, sah in mein Herz, und kümmerte sich auch nicht um die Form, welche doch nur Menschen erfunden hatten. Der Prediger rief die Zeugen heran. Als ich Eduards Hand auf meinem Haupte fühlte, durchschauerte es mich, und mit tiefer Rührung empfing ich den Segen.

Mein guter, freundlicher Lehrer schüttelte mir noch einmal herzlich die Hand und entließ mich.

Eduard konnte uns nicht begleiten, er mußte zu einer Probe, der Vater in sein Geschäft. So fuhr ich mit Fanny und Lore, welche den ganzen Weg über ernst und gedankenvoll dasaß, allein nach Hause.

Mutter kam uns schon auf der Treppe entgegen, sie war unbeschreiblich lieb und gut, küßte mich und führte uns ins Zimmer. Mine hatte ihre Arbeit fortgelegt, war besser gekleidet als gewöhnlich und kam mir mit lieber Freundlichkeit entgegen. Über den runden Tisch war ein weißes Tuch gebreitet, das Zeichen jeder Festlichkeit in unserm Hause. Schokolade und ein kleiner Kuchen stand darauf.

„Mutter, wie überrascht du mich; das ist ja allerliebste von dir!“ sagte ich scherzend, um meine Bewegung zu verbergen.

„Ei, den Tag müssen wir doch wohl feiern,“ erwiderte sie, mich zärtlich ansehend. Da konnt' ich mich

nicht mehr halten. Ich fiel ihr weinend um den Hals und rief unter Schluchzen: „Du bist doch das beste, liebste Muzelchen auf der ganzen Welt!“

Fanny war sehr gerührt, und als ich sie beim Fortgehen hinausbegleitete, sagte sie: „Du hast recht, Therese, deine Mutter ist ein wahrer Schatz von Sanftmut und Güte.“

„Nicht wahr!“ rief ich freudig, „und glaubst du nicht auch, daß alle Engel des Himmels einst bereit sein werden, ihre Seele zu empfangen?“ Fanny sah mich ganz erstaunt über meine Exaltation an, lächelte, küßte mich und ging.

Wenige Tage danach veröffentlichten wir unsere Verlobung. Die Freunde taten erstaunt über das längst erratene, nun enthüllte Geheimnis. Stolz schritt ich an einem sonnenhellen Vormittag zum erstenmal an Eduards Arm hinaus auf die Straße, verlegen die Wünsche und Grüße der Nachbarn erwidern. Die glücklichen Tage gingen rasch vorbei.

Die nächste Zeit brachte große Veränderungen in unser gewohntes Leben. Ludwig, dessen Gesundheitszustand uns schon längere Zeit rechte Sorge machte, äußerte dringend den Wunsch, Mine noch einmal bei sich zu sehen, und da auch sie längst eine wahre Sehnsucht nach dem armen, kranken Bruder hatte, so waren wir natürlich gleich damit einverstanden, sie reisen zu lassen.

Raum war ihre Zusage in Ludwigs Händen, als auch schon ein lieber Brief von ihm kam, voll Dankbarkeit und Freude über die Erfüllung seiner Bitte. Ansehnliches Reisegeld lag bei, und nach wenig Tagen sahen

wir Mine weinend vom Posthofs aus in dem hohen, engen Wagen mit vier Pferden in die dunkle Nacht hinausfahren.

Sie traf Ludwig weit kränker als sie erwartet hatte, und war recht froh, noch zu ihm gereist zu sein. Er legte ihren häufigen Briefen immer noch Zettelchen bei, die seine Freude über den lieben Besuch aussprachen. Seine häusliche Einrichtung gefiel ihr sehr; sie war durchaus nicht luxuriös, aber behaglich, alles wohl geordnet, und bequem. „Auch ein Hofnarr fehlt dem Hause nicht,“ schrieb sie, so wird nämlich ein häßlicher, grauer Papagei von Ludwig und all seinen Freunden genannt.“ Ein Schiffskapitän hatte vor Jahren den Vogel ganz jung aus Brasilien mitgenommen und sich auf den langen einsamen Seefahrten gern mit dem klugen Tierchen beschäftigt. Aber nicht der Kapitän allein, die ganze Schiffsmannschaft beeiferte sich, ihn plaudern, singen und pfeifen zu lehren. So kam es, daß „Lore“ spanisch und portugiesisch sprach, französische Liedchen sang, alle Schiffskommandos auf englisch rief, und deutsch fluchte und schimpfte. Mehrere Male hatte er mit seinem Herrn fast die ganze Erde umreist, auf der letzten Fahrt ward er zwischen eine Tür geklemmt, kam zwar mit dem Leben davon, war aber noch sehr elend, als der Kapitän sich in Hamburg zu einer neuen Fahrt rüstete. Er mußte sich von seinem kleinen, treuen Gefährten trennen, und schenkte ihn Ludwig, bei welchem er ihn am besten aufgehoben wußte. Diesem gelang es auch durch seine sanfte, liebevolle Pflege, das kranke Tierchen wieder gesund und fröhlich zu machen, und es bildete sich von dem Augenblick an das zärtlichste Verhältnis zwischen den beiden.

Minens Briefe wurden immer feltener, wurden immer trauriger. Die Erzählungen von der kleinen, grauen Lore, die anfangs niemals fehlten, hatten ganz aufgehört; nur einmal noch schrieb sie:

Seit Ludwig das Bett nicht mehr verläßt, geht der Vogel nicht mehr in seinen Käfig noch auf die Stange; er sitzt Tag und Nacht unbeweglich auf dem Fußende von Ludwigs Bett.

Zitternd und in größter Spannung öffneten wir jedesmal die Briefe, da wir sicher Ludwigs Todesnachricht erwarten mußten. Bald ward diese schreckliche Erwartung zur Gewißheit. Als ich eines Mittags von meinen Stunden nach Hause kam, fand ich Mutter und Lore weinend bei einander sitzen, sie reichten mir stumm Minens Brief; ich warf mich schluchzend aufs Sofa. Ludwig, der gute, treue, sorgliche Bruder, war tot.

Auch von seinem treuen Gefellen berichtete der Brief: Als Mine am folgenden Morgen — die geliebte Leiche noch einmal zu sehen — wieder hineinging, sah sie mit Schrecken den armen, vergessenen Papagei noch auf dem Bettgestell sitzen, und unverwandt seinen Herrn anblicken. Sie machte sich Vorwürfe, Ludwigs Liebling vernachlässigt zu haben, und trat mit den zärtlichsten Worten schmeichelnd zu ihm. Der Vogel rückte fort, sie wollte ihn aufheben, er aber biß und wehrte sich tapfer. Mine mußte ihn, so schwer es ihr wurde, mit Gewalt von dem Bette entfernen. Sie versuchte nun, ihm all die Liebe, mit der Ludwig ihn verwöhnt hatte, zu ersetzen; vergebens, er war still und traurig, ja es war nicht möglich, ihm auch nur die geringste Nahrung beizubringen.

Alle seine Lieblings Speisen, Näschereien wurden ihm herbeigeschafft; umsonst, er ließ sie unberührt liegen. Keinen Laut, keinen Ton konnte man ihm mehr entlocken, und nach wenigen Tagen fanden sie ihn eines Morgens tot neben seiner Stange liegen.

Unterdes lebten wir still und einsam. Außer unserer Trauer um Ludwigs Tod erwuchs uns auch manche Sorge aus diesem Verlust des geliebten Bruders, der uns so oft hatte Rathgeber und Helfer sein müssen. Ach, und zu alledem sollte ich mich wieder auf eine lange Trennung von Eduard gefaßt machen, dies — ich gestehe es frei — war für mich doch das Traurigste. Eduard wollte noch einmal eine Kunstreise unternehmen, um die berühmten italienischen Sängere in Wien zu hören, wo sie gerade einen Zyklus von Vorstellungen gaben. Fünf Monat wollte er fortbleiben; freilich sollte es unsere letzte Trennung sein, und nach Eduards und der Eltern Willen sollten wir nach seiner Rückkehr auf immer verbunden werden. Aber würde diese Zeit kommen? — durfte ich mich dem süßen Gedanken hingeben? — lag nicht eine Fülle der schrecklichsten Möglichkeiten dazwischen? — Mir schien in meiner jetzigen gedrückten Stimmung diese Trennung ewig — unüberwindlich, und ich war durch und durch melancholisch.

So holten wir geduldig wieder unsere kleinen Bücher hervor, und ich fand einen wehmütigen Trost darin, als ich die dick ausgestrichenen zurückgelegten Tage des vergangenen Jahres betrachtete.

Hensel, der schon seit längerer Zeit im Mendels-

Johnsen'sen Hause bekannt war, hatte sich besonders durch seine allerliebsten Bleistiftzeichnungen sehr beliebt gemacht. Wenn wir abends zusammen plaudernd um den runden Tisch saßen, hatte er seine Mappe und sein elegantes Zeichenetui vor sich liegen und porträtierte Freunde und Bekannte, wodurch eine sehr hübsche Sammlung entstand.

Daß Hensel sich für Fanny und sie sich für ihn interessierte, hatte ich längst bemerkt, und es machte mir Spaß, meine sonst stets so vernünftige Fanny jetzt oft recht aufgeregt und unruhig zu sehen. Die Zeit seiner längst projektierten italienischen Reise rückte heran, und er konnte sich nicht entschließen Berlin zu verlassen, ohne sich des Liebsten versichert zu haben. Er gestand Fanny und den Eltern seine Liebe, warb bei ihnen um der Tochter Hand. Sie nahmen seinen Antrag freundlich auf, stellten aber die Bedingung, ein förmliches Verlöbniß bis zu seiner Rückkehr aufzuschieben. Dagegen konnte er nichts einwenden und reiste ab, um noch in Wien mit Eduard einige Wochen zu verweilen.

Es war mir sehr rührend, als Fanny bald nach seiner Abreise mir sagte: „Ich weiß, wie sehr Hensel Eduard liebt und ehrt, und darum bitte ich dich dringend, fordere ihn auf, seinen ganzen Einfluß zu verwenden, um den Freund vom Katholizismus fernzuhalten, denn das würde ein Grund sein, ich gestehe es dir frei, der uns auf immer von einander trennte.“

Ich versprach, was in meinen Kräften stände, gewiß zu tun, und war als einzige Vertraute des Liebesgeheimnisses, nur noch enger mit Fanny verbunden.

Eduards Briefe aus Wien, die sehr häufig kamen, waren womöglich noch liebevoller, noch zärtlicher als im vorigen Jahre.

Eduard wie Hensel waren durch Mendelssohns den ersten Familien so gut empfohlen worden, daß sie die freundlichste Aufnahme dort fanden. Diese Zirkel erhielten einen ganz besonderen Reiz durch die Mannigfaltigkeit der Geladenen. Man sah dort die ausgezeichnetsten Gelehrten, Künstler, Geschäftsleute und Vornehme, sogar Grafen und Fürsten, und allen ward die gleiche Aufnahme zuteil.

Außer Hensel war auch der in Berlin so hoch gefeierte Schauspieler Pius Alexander Wolff, Goethes Schüler (aus der alten Weimarschen Schule), mit Eduard gleichzeitig in Wien. Sie besuchten zusammen die Theatervorstellungen, hatten sehr eingehende, für Eduard höchst lehrreiche Gespräche darüber, ergözten sich miteinander im Prater, an dem echten Wiener Humor, und besuchten mittags dasselbe Speisehaus. Ein junger Wiener, Schauspieler und Literat, Sonnens setzte sich gewöhnlich mit an ihren Tisch, um, wie er sagte, die beiden Künstler zu genießen. Obgleich er ihnen oft lästig, war es doch nicht zu verhindern. Als Wolff Wien verließ, schrieb er Eduard auf ein Blatt:

Lebe frei und unverdrossen,  
 In der Künste schönem Licht.  
 Froh genieße und genossen  
 Werde nur von Sonnens nicht.

Zur Erinnerung an unser fröhliches  
 Beisammensein im Lande der süßen Eistorten.

Von den italienischen Vorstellungen konnte Eduard mir gar nicht genug sagen.

Sie singen und spielen fast alle, selbst die Untergeordneten, oft mit matten, schwachen Stimmen, vortrefflich. Der Hauptvortrag ihres Gesanges ist das häufige Atemnehmen. In einer Phrase, in welcher wir es einmal für ausreichend halten, tun sie es wohl dreimal, dadurch sprechen sie scharf und deutlich, und man spürt nie eine Ermüdung bei ihrem Singen. Du weißt, Zelter hielt schon viel darauf, sie gehen weiter.

Die Primadonna und der Tenor sind höchst anziehend, alle überragend aber ist Lablache, der neben all diesen technischen Vorzügen eine kolossale Stimme hat, umfangreich, klangvoll und höchst sympathisch. Dabei ist sein Spiel in den ernstesten Rollen voll Adel und Empfindung, im komischen entzückend, z. B. als Barbier voll Grazie, Anmut und Schelmerei. Meine Begeisterung trieb mich zu ihm hin. Es machte ihm sichtlich Freude, auch daß ich italienisch mit ihm sprechen konnte, gefiel ihm. Er dankte mir, schüttelte mir einmal über das andere die Hand und lud mich zum morgenden Mittag in sein Hotel, wo er das Vergnügen haben würde, mir einen Teil seiner Kollegen und Kolleginnen vorzustellen.

Leider hatte Eduard hierbei einen recht wenig heroischen Abgang. Er fiel während der geräuschvollen Tafel, bei der alle Speisen in Öl gekocht waren, in Ohnmacht und merkte nur noch, wie der Riese Lablache ihn aufhob und auf beiden Armen wie ein kleines Kind hinausstrug, und die reizenden Signoras ihm nachsicherten.

Eduard hatte den Vater gebeten, sich nach einer

Wohnung für uns umzusehen, ein Auftrag, den der alte, liebe Herr mit Freuden übernahm. Jeden Tag lief er umher, sah, prüfte, verwarf und kam endlich eines Morgens sehr froh zu mir, mich abzuholen, die Wohnung selbst zu sehen, von der er glaube, daß sie die richtige sei. Mir war recht feierlich, als der Vater mir den Arm reichte und mich in eine, mir fast fremde Stadtgegend führte, die mir nun so heimisch werden sollte. Es war ein Eckhaus, gegenüber der jetzt längst niedergerissenen kleinen, alten Werderkirche (an deren Stelle nun die neue, aus Ziegeln erbaute steht). An der Kirche vorüber sahen wir weithin die Straße entlang auf einen Marktplatz, der sehr belebt war. Die Straße\*) selbst war still und einsam. Welch ein wunderbares Gefühl war es mir, in den Räumen umherzugehen, in welchen ich bald ein neues Leben beginnen sollte, unter neuen Verhältnissen und Pflichten. Ich war natürlich ganz damit einverstanden, so mietete der Vater aus Furcht, sie zu verlieren, frisch darauf los.

Er und ich teilten Eduard gleich dies für uns so wichtige Ereignis mit. Er antwortete:

Also die Hütte unsers Glückes ist gefunden. Wie freue ich mich darüber, es ist ein so unaussprechlich wonniger Gedanke, das häusliche Glück an Deiner Seite vorzubereiten. Jedes Gerät, jede Anstalt, jede, jede Kleinigkeit werde ich mit heißer Liebe, mit einem heiligen, süßen Schauer begrüßen.

\*) Werdersche Rosenstraße.

In diesem Sommer war ich ganz überbürdet mit Unterrichtgeben und hätte es schwerlich so geduldig durchgesetzt, wenn nicht gar vieles mich auch wieder entschädigt hätte. Daß ich jetzt nur Erwachsene und sehr liebenswürdige junge Mädchen und Frauen unterrichtete, machte es viel angenehmer und leichter, dann war das Honorar für meine Stunden mindestens um das Doppelte erhöht, so daß Mutter zu ihrer und meiner Freude einen nicht geringen Teil meiner Aussteuer dafür anschaffen konnte. Was aber mehr als alles andere mich spornte und trieb, war das Beispiel meiner Schwestern, die neben ihrer anstrengendsten Erwerbstätigkeit noch immer bis spät in die Nacht für mich nähten und sticketen. Hätte ich mich da schonen können?

Noch vor Eduards Abreise hatte sein Bruder Karl sich mit der gefeierten Sängerin Wilhelmine Schröder, der ältesten Tochter der berühmten Schauspielerin Sophie Schröder, verlobt. Er kam jetzt mit ihr nach Berlin, um sie mit seiner Familie bekannt zu machen und sie dem Publikum in einigen Gastrollen vorzustellen, hernach gleich seine Hochzeit im Hause der Eltern und Geschwister zu feiern und mit seiner jungen Frau eine Kunstreise anzutreten.

Am Tage der Ankunft des Brautpaares fuhren die Eltern, sämtliche Geschwister und ich in zwei Wagen hinaus auf ein nahe gelegenes Dorf, um die Ankommen den zu begrüßen und feierlichst zu empfangen.

Das Rollen ihres Wagens erlöste uns von langem Warten. Mit Hilfe des Postillions kletterte die ganz eingestaubte Kammerjungfer vom Bock herab, während aus

dem geöffneten Wagen, noch ehe Karl sie unterstützen konnte, die schlanke Gestalt der jungen Braut heraussprang. Sie umarmte uns, jung und alt, Mann und Frau, alle mit gleicher Zärtlichkeit. Wie bewunderte und beneidete ich diese unbefangene Freiheit des Benehmens. Sie setzte sich zu uns in den Wagen, und während der Rückfahrt schon war sie mit allen viel vertrauter als ich nach Jahr und Tag. Da es schon spät war, fuhren wir direkt mit zu den Eltern, die uns alle zu Tisch geladen hatten. Wilhelmine legte die Reiskleider ab, machte rasch mit Augustens Hilfe ein wenig Toilette und kam dann zu uns herein. Sie war groß aufgeschossen, mager, von bleicher, etwas gelber Gesichtsfarbe. Das tiefe Grübchen im Kinn, der kleine, trotzig aufgeworfene Mund, alles war mehr pikant als schön. Bei Tisch erschreckte mich ihr ausgelassenes, knabenhaftes Benehmen, und das Behagen, mit welchem sie die etwas freien Späße der Herren wie eine gewohnte Kost annahm, und dennoch überzog zuweilen ein Liebreiz, eine Jungfräulichkeit dies Gesicht, die von einer schönen Seele Zeugnis gaben und mich unwiderstehlich anzogen.

Zu Wilhelminens Gastrollen nahmen die Eltern ziemlich nahe der Bühne Sperrsitze für die ganze Familie und auch für mich. Der Abend ihres ersten Auftretens kam; sie gab die Agathe im Freischütz. Wir waren schon früh ins Theater gegangen und saßen in erwartungsvollster Spannung, die sich im Verlauf des ersten Aktes, worin Agathe ja nicht erscheint, noch steigerte. Das Ritornell des Duetts hatte begonnen, der Vorhang ging auf. „Ich habe sie mir hübscher gedacht,“ flüsterte

Auguste mir zu. Ich antwortete nichts, denn ich war schon ganz hingenommen. Da saß das schlanke, blonde Mädchen, weit zurückgelehnt in den hohen, alten Lehnstuhl, den Kopf in die Hand gestützt, so barge sinnend, daß ich kein Theater, kein Publikum mehr sah; ich fühlte mit ihr das Grauen in dem spukhaften Försterhause. Noch wie vom Schrecken überwältigt, wagte sie nicht, sich umzuwenden, wenn sie Annchen zuruft: „Daß das Ahnenbild in Ehren.“ — Sie war keine schmachtende, sanfte Agathe; ihr Jubel, wenn sie Max erkennt, ihr Vorstürzen mit den Worten: „All meine Pulse schlagen,“ schienen mir in ihrer Leidenschaftlichkeit zum erstenmal ganz wahr und natürlich. Das Gebet „vor Gefahren uns zu wahren, sende deiner Engel Scharen“ sang und spielte sie so unbeschreiblich rührend und dabei mit einer Eindringlichkeit und Inbrunst, daß ich mich des Schluchzens kaum erwehren konnte.

Die zweite Rolle, Emmeline in der Schweizerfamilie, war ein Triumph ihrer Darstellungskunst; denn es gelang ihr, dem albernem Gedicht und der etwas süßlichen Musik eine Seite abzugewinnen, die das wärmste Interesse erregte.

Fidelio war ihre dritte und letzte Rolle; sie fiel auf den Abend vor ihrer Hochzeit. Es ist so viel und Bedeutendes über diese Darstellung geschrieben und gesagt worden, daß mein unbedeutendes, ganz persönliches Urtheil keinen besonderen Wert haben kann. Nur eines will ich hervorheben: Alle ihre späteren Darstellungen dieser Rolle, — und ich habe noch oft das Glück gehabt, sie darin zu sehen — waren nicht entfernt mit dieser ersten zu ver-

gleichen. Es lag ein Zauber der Jugend, Hingebung, Ursprünglichkeit und der innigsten Wärme über ihr ganzes Wesen ausgebreitet, der gar nicht zu beschreiben ist. Die Spannung, Angst und Aufregung, mit welcher sie die Gefangenen betrachtete, ihr schmerzliches Kopfschütteln, wenn sie den Gatten nicht unter ihnen findet, das Trostlose, Ermattete der ganz geknickten Gestalt, wenn sie so getäuscht sich an den Türpfosten lehnt, das alles, alles war so unendlich erschütternd natürlich und doch so künstlerisch schön, daß es auf jeden einen unvergeßlichen Eindruck machen mußte.

Nach der Vorstellung fanden wir uns alle bei den Eltern ein, um den letzten Abend noch mit dem Brautpaare zuzubringen. War es nun der Ernst dieses Abends selbst oder die Nachwirkung des Fidelio, Wilhelmine entzückte mich heute durch ihr mädchenhaftes, stilles Benehmen; ich hatte mich recht gefürchtet, sie wieder wild und ausgelassen zu finden.

Auf einen Wink der Mutter holte Mathilde einen schönen, frischen Myrthenkranz, der morgen das Haupt der Braut schmücken sollte. Wilhelmine nahm ihn mit beiden Händen, dankte Mathilden, küßte sie, drückte den Kranz vor ihr Gesicht und sagte: „O, wie schön das duftet!“ Dabei fing sie bitterlich an zu weinen. „Sie denkt an die entfernte Mutter,“ sagte mit etwas sehr theatralischer Rührung Karl. Wir Frauen fanden das ganz natürlich und weinten mit ihr.

Emil, der auch zu des Bruders Festtag gekommen war, begleitete mich nach Hause, sprach unterwegs viel von seiner Liebe und Verehrung für Eduard, der

ftets sein Ideal gewesen sei, wie er mich beneide, künftig mein ganzes Leben mit diesem vortrefflichen Menschen zuzubringen, und gewann sich natürlich dadurch mein ganzes Herz.

Der Hochzeitmorgen kam. Im weißen Kleide, mit weißen Handschuhen fuhr ich schön gepuht in festlichster Stimmung zu den Eltern, dann mit ihnen und den Töchtern in die Kirche. Monsieur Palmier, Prediger der französischen Kolonie, der alle Devrientschen Kinder getauft und eingesegnet hätte, sollte auf Wunsch der Eltern sie auch trauen. Er hielt die Trauredede deutsch, wengleich mit französischem Akzent und Pathos. Wilhelmine stand sehr bescheiden und einfach vor ihm, sah aber in dem weißen Anzuge und dem grünen Kranze sehr bleich, mager und unbedeutend aus neben dem blühenden, männlich schönen Karl.

Nach der Feierlichkeit versammelten wir uns alle in dem Saale des Herrn Jagor unter den Linden, des damals beliebtesten Restaurants. Unsere kleine Tafel — wir waren etwa 15 Personen — machte mir den Eindruck einer Insel im Meere in dem großen, leeren Saal, und trotz der vergoldeten Aufsätze mit Konfekt und der Blumenvasen hatte sie dennoch nichts behaglich Festliches. Wir setzten uns. Emil setzte sich neben mich und machte mir durch seine Ähnlichkeit mit Eduard, besonders im Ton der Stimme, jedesmal wenn er mich anredete, einen kleinen, angenehmen Schrecken. Wir würden gewiß recht hübsch und vertraulich miteinander geplaudert haben, wenn nicht auf der ganzen Versammlung eine gewisse bedrückende Schwere gelegen hätte, für die wir durchaus

keinen Grund wußten, und deren wir dennoch nicht Herr werden konnten.

Wie war ich froh, als ich zu Hause Bericht erstatten, beschreiben und mein mitgebrachtes Konfekt verteilen konnte. Ich kleidete mich um, gab noch eine am Vormittag versäumte Musikstunde nach und ging dann zu Hoffmanns, wo ich wieder die ganze Familie fand. In der Mitte des Zimmers stand auf zwei Stühlen ein Koffer. Karl packte und Wilhelmine lief umher, die Sachen zusammenzusuchen. Tante Minchen kam, als eben der Koffer geschlossen werden sollte, mit dem Brautschleier, den sie im Nebenzimmer noch gefunden hatte. Sie hielt ihn sanft zwischen beiden Händen. „Ach, danke schön, gib ihn her!“ rief Wilhelmine, nahm ihn, wickelte ihn ohne weiteres über ihre Hand zusammen, hob den Deckel ein klein wenig auf und steckte den Schleier zu den braunen Trikots des Fidelio.

Als Abends der Wagen vor der Türe hielt und der Postillion mit Hilfe des Mädchens den Koffer hinuntergetragen hatte, nahm das junge Paar Abschied. Wilhelmine küßte mich, sah mich bedeutungsvoll an und sagte: „Bleibe mir gut.“

„Gewiß!“ erwiderte ich ihr fest die Hand drückend. Sie hat mir später oft Gelegenheit gegeben, mich über sie zu ärgern — ja mich ihrer zu schämen, sie hat uns viele Widerwärtigkeiten bereitet; aber ihre guten Eigenschaften, ihre mir so interessante, anziehende Persönlichkeit, ließen mich diese Schattenseiten immer wieder vergessen, und ich habe bis zu ihrem Tode mein Wort gehalten.

Der August [1823] war vorüber; der heißersehnte September hatte begonnen, in 14 Tagen durfte ich Eduard zurückermarten. Da kam eines Tages Mathilde, mich zum Kaffeegast zu den Eltern einzuladen, weil die Mutter mancherlei mit mir zu beraten hätte.

Ich wurde von allen auffallend heiter und freundlich empfangen. Der Kaffeetisch war sorgfältig gedeckt und reichlich mit Kuchen besetzt. Als ich mit Augusten am Fenster plauderte, hielt eine Droschke vor der Türe. Ein blonder Kopf bog sich heraus und sah hinauf. „Ist das nicht Eduard?“ rief ich fast gelähmt vor Schrecken, lief mit den andern hinaus und sank, von einem Schwindel erfaßt, auf der obersten Stufe nieder. Eduard — denn er war es wirklich — nahm mich in seinen Arm und trug mich ins Zimmer zum Sofa.

„Na, da haben wir die Bescherung!“ rief die Mutter beängstigt. Ich erholte mich schnell und war überglücklich. Eduard hatte Wien mit den Italienern zugleich verlassen, seine Pflicht hielt ihn nicht länger dort, und so gab er die projektierte Reise nach dem Salzkammergut mit Freuden auf, um früher bei mir eintreffen zu können. Daß ich nicht böse darüber war, begreift man leicht. Als er mich des Abends nach Hause begleitete, waren die Meinen aufs Höchste überrascht, und sie fanden mit mir seine Haltung, sein Benehmen, sein ganzes Wesen diesmal wirklich freier, selbständiger und männlicher geworden.

Eduards Kontrakt war auf lange Jahre mit erhöhtem Gehalt, das von Jahr zu Jahr sich noch steigern sollte, erneut. Trotz seiner häufigen Beschäftigungen im

Theater und in fast allen Konzerten mußte Eduard doch immer noch Zeit zu finden, unsere künftige Wohnung zu besuchen und Maurer, Maler, Tischler zu beaufsichtigen. Jedes Stück Möbel, das nach seiner Bestellung angefertigt und hintransportiert wurde, begleitete er entweder feierlich oder nahm es wenigstens dort in Empfang. Er ging auch jetzt immer wie ein Kammerherr mit dem Schlüssel, wenn auch nicht am Rock, doch in der Rocktasche umher.

So rückte die Zeit, die uns auf immer verbinden sollte, näher und näher. Eduard hätte so gern den 13. Februar zu unserm Hochzeitstage gewählt, da aber Monsieur Palmier verhindert war, mußte er davon abstehen, so wurde der 11. dafür bestimmt.

Felix Mendelssohn hatte wieder eine allerliebste Oper geschrieben, die, wie schon die früheren, mit vollem Orchester aufgeführt werden sollte. Eduard und ich hatten Partien darin übernommen, durch tausend kleine Hindernisse konnte aber die Aufführung erst am 9. Februar, also zwei Tage vor unserer Hochzeit, stattfinden.

Die Zuhörer waren alle im großen Saale des Mendelssohnschen Hauses versammelt, und ich saß bebend vor Angst neben Eduard, in der vorderen Reihe der Singenden. Das königliche Orchester mit dem jungen Dirigenten Felix hinter uns, ein Auditorium von etwa 150 Personen vor uns.

Ein leises Gefühl, daß mein weißes Mullkleid und der blaßrosa Blütenkranz im Haar (ein Geschenk Eduards) mir gut standen, vor allem aber die Bestätigung dessen,

die Eduard mir zuflüsterte, gaben mir so viel Mut und Fassung, daß ich es wagte, mich frei umzusehen.

Wieviel seidene Roben, Brillanten, Orden und Sterne, wieviel Blumen, Spitzen, hübsche Gesichter und lange Nasen, und unter all den fremden Personen Lore, auf ihre Weise auch hübsch gepuht. Es rührte mich sehr, ich konnte es nicht lassen, ihr zuzunicken, und brachte die Armste dadurch in die peinlichste Verlegenheit. Monsieur Savary, Herzog von Rovigo, früher Adjutant Napoleons I, war wieder in Berlin und von Mendelssohns, da er ein enthusiastischer Musikfreund war, zu dem heutigen Abend eingeladen worden. Ich hatte ihn früher schon einmal dort gesehen und ihm, da ich von all den Scheußlichkeiten, welche er als Vertrauter Napoleons verübt, nichts gewußt, unbefangen einen ganzen Abend Mozart vorgesungen, mich über seine Freude daran mitgefremt, und ihn den Abend über recht gern gehabt. An meinem Zunicken und Lorens freundlicher Erwiderung merkte er, daß wir zueinander gehörten, beugte sich galant zu ihr nieder, um eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen, natürlich französisch. O, diese unselige Sprache, welche Qualen hatte sie nicht schon über unser Haus gebracht; aber in diesem Augenblicke war das galante Benehmen des französischen Bösewichts, Lorens entsetztes, verzweiflungsvolles Umherblicken nach Hilfe, ihre Marter mir so grenzenlos komisch, daß ich das Lachen nicht verbergen konnte. Felixens Aufklopfen und der Anfang der Duvertüre befreite sie.

Die Oper ging vortrefflich, man war entzückt; Eduards Dienerrolle, sowie mein Kammermädchen wur-

den mit Lob und Schmeicheleien überschüttet, und ich nahm zum letztenmal als Fräulein Therese Schlesinger diese Huldigungen mit Wohlbehagen hin. Beim Fortgehen versprachen Mendelssohns und wir uns gegenseitig, daß unser freundlicher Verkehr unbehindert und unverändert bleiben sollte, wie er bisher gewesen.

Der letzte Abend vor unserer Hochzeit war gekommen. Als ich von einigen Besorgungen müde nach Hause kam, fand ich Eduard, der schon lang auf mich gewartet hatte. Er trat mir glücklich entgegen, hatte auch zur Feier des Abends eine Flasche Champagner mitgebracht. Der Pfropfen knallte, der Wein schäumte, wir stießen an, gaben uns alle Mühe, aber es wollte mit der Unterhaltung gar nicht gehen. Eduard wie die andern waren ernst, ich vom vielen Umherlaufen sehr abgesspannt, so daß er zeitig aufbrach. Beim Abschied reichte er Mutter die Hand und sagte: „Heute geh' ich zum letztenmal allein.“ Seine Worte durchbebten mich. Ich sah traurig wie zum Abschied all die Lieben an.

Als ich am andern Morgen erwachte, gingen Mutter und Mine schon mit leisen Dritten umher, zu ordnen und zu putzen. Ich sah mit Rührung ihr liebevolles Walten, faltete die Hände zu einem stillen Gebet und stand auf. Mir war sehr ernst und feierlich zumute, alles um mich her betrachtete ich nochmals wie zum Abschied und es wurde mir wieder ganz wehmütig dabei. Wir hatten uns das Wort gegeben, diesen Tag heiter zu feiern, uns gegenseitig nicht aufzuregen noch zu rühren. Ganz früh schon kamen meine beiden ältesten Freundinnen Naide und die kleine, dicke Nachbarin aus früheren Zeiten, Suschen,

die als Kind fast täglich in unserm Hause gewesen, alle Väter-, Mütter- und Tantenrollen in unsern selbstgedichteten Stücken hatte spielen müssen.

Beide stürzten weinend ins Zimmer. Da empfing Mine sie gleich mit dem Ruf: „Mädchen, weint nicht so, heute ist ein Freudentag!“ Dieser drollige Befehl tat eine vortreffliche Wirkung. Im ersten Augenblick standen sie wie verstummt, dann aber brachen beide in schallendes Gelächter aus, worin wir alle einstimmen mußten. Wir setzten uns zum Frühstück, sprachen von alten vergangenen Zeiten, wie Eduard zuerst in unser Haus gekommen, wieviel Hindernisse unserer Liebe gedroht, wie alle überwunden werden mußten, weil Gott uns für einander geschaffen, für einander bestimmt hatte. Von dieser beseligenden Gewißheit waren alle wie ich selbst überzeugt, und so saßen wir heiter und glücklich beieinander.

Mine ließ mir aber nicht länger Ruhe zum Plaudern. „Es ist Zeit, fange nur an, dich zu putzen, wer weiß, wie bald schon Gäste kommen.“ Ich ging mit Mutter ins Nebenzimmer, und während sie mir die Flechten machte, die Locken ordnete, sprach ich kein Wort; nur meine Tränen flossen. Sie war fertig, ich blieb unbeweglich sitzen; da küßte sie mich und sagte auch weinend: „So, nun hab' ich dir zum letztenmal das Haar gemacht.“ „Nein, nein!“ rief ich überwältigt von Schmerz, „du weißt ja, wie schlecht ich mir das Haar mache, — kommst zu mir — oft — sehr oft.“ Ich drückte meinen Kopf an ihre Brust und schluchzte. „Freilich, freilich, mein Herz!“ fiel sie ein, meine Auf-

regung beruhigend. „Es war eine rechte Torheit von mir, wir bleiben ja beisammen in einer Stadt.“

Da ging die Türe auf, Mutter ließ mich schnell los, ich trocknete meine Tränen, und Mathilde im weißseidenen Kleid, einen Rosenkranz im Haar, trat, von Mimen, Loren und den beiden jungen Mädchen gefolgt, schön wie ein Engel ein. Sie reichte mir den Brautkranz, den ich lange mit Ehrfurcht betrachtete, bis sie mir ihn fortnahm und auf die Locken setzte. Nun zupfte die eine da, die andere dort, bald schien er zu tief, bald zu hoch; ich ließ sie gewähren, war wie in einem Traume weit weg, in einer wunderbaren Stimmung. Endlich stand ich im Brautstaate in dem prächtigen, weißen Atlaskleide, den Myrthenkranz auf dem Kopfe, einen frischen Strauß vor der Brust, verlegen da, und drehte mich nach allen Seiten, mich betrachten und bewundern zu lassen.

Jetzt kamen Wagen an Wagen angefahren. Edwards Schwester Auguste, unsere Freunde, entfernte Bekannte, und, was mich am meisten überraschte und freute, alle meine Schülerinnen, Frauen, Mädchen und Kinder. Unsere kleinen Zimmer waren gedrängt voll Menschen; auf allen Gesichtern las ich den Ausdruck warmer, herzlicher Teilnahme, und Mine ging strahlend vor Freude umher, während sie Schokolade präsentierte und die Glückwünsche wie Verheißungen mit dankbarer Nührung hinnahm.

Ein Wagen rollte heran. „Er ist es,“ riefen die Mädchen und drängten sich um mich. Ich ward bleich und faßte Fannys Hand, die mir auf die liebevollste

Weise zusprach. Eduard trat ein; er war ernst und fast ebenso befangen wie ich. Er reichte mir die Hand; Tante Minchen, die seine Verlegenheit bemerkte, rief lächelnd: „Nur fort, fort, laßt den Prediger nicht warten,“ warf mir den Schal um und trieb uns scherzend hinaus.

Durch die Haustüre zu kommen war auch keine Kleinigkeit, denn es standen hier eine Menge alter Weiber, Mädchen und Kinder. Als ich beim Einsteigen die lange Reihe von Wagen erblickte und alle Fenster von Leuten besetzt sah, schämte ich mich fast, daß um unsertwillen so viel Aufsehens war.

In der Sakristei empfingen uns die Eltern und alle Verwandten mit langen, förmlichen Glückwünschen, die mich nur noch verlegener machten. Wie wir so wartend standen, fühlte ich mit Schrecken, wie die erste, ja heilige Stimmung, die mich den ganzen Morgen über beherrscht hatte, immer mehr verschwand; ich gab mir die größte Mühe, aber immer wollte es nicht gelingen, sie wieder zurückzurufen. Durch das kleine Sakristeifenster konnte ich in die ganz von Menschen angefüllte Kirche sehen. Dies brachte mich auf den Gedanken, wer von unsern Bekannten wohl darunter sein möchte, und als der Prediger uns aufforderte, ihm zu folgen, wagte ich nicht aufzublicken, aus Furcht, irgend jemand zu erkennen.

Der Geistliche hatte seine Rede kaum begonnen, so hörte ich schon hinter mir schnauben — neben mir weinen. Ich glaubte etwas Kührendes versäumt zu haben, wiederholte hastig alles eben Gehörte, kam dadurch ganz aus dem Zusammenhang und wurde zerstreut. Man bemerkte

ich auch noch in den Augen der mir Zunächststehenden Tränen, was mich beschämte, da ich nicht die geringste Neigung zum Weinen bei mir verspürte.

Ich hatte aber auch zu viel zu tun. Auf dem glatten Atlaskleide fühlte ich beständig den schweren Schal rutschen, zog ich ihn wieder in die Höhe, zerdrückte er den leichten Florbesatz um Taille und Ärmel. So hielt ich ihn krampfhaft mit beiden Händen fest, wobei mir einfiel, ob wohl jemand erkennen würde, daß es Fannys Schal sei, den sie mir geliehen, und hörte ordentlich wie eine sagte, sie fände es gar nicht hübsch, als Braut etwas Geliehenes zu tragen, was ich verteidigte und es gerade sehr hübsch fand, bei solcher Gelegenheit von einer lieben Freundin etwas bei sich zu haben.

Ich schalt meine Teilnahmlosigkeit, paßte jetzt sehr scharf auf, um nichts mehr zu versäumen, weil ich den Schluß der Rede nahe glaubte. Da fiel mir wieder mit Schrecken das verhängnisvolle „Ja!“ ein. Ich war überzeugt, daß ich es entweder gar nicht herausbringen oder fürchterlich schreien würde. Dem vorzubeugen übte ich tonlos immer fort „Ja! — Ja! — Ja!“

Da weckte mich plötzlich die Stimme des Predigers, der sich direkt an mich wandte und mir die Pflichten, die ich von nun an zu üben hätte, sehr eindringlich vorstellte. Er legte unsere Hände ineinander und die seine segnend darauf. Da durchrieselte mich's wie von einem heiligen Schauer; die ganze Größe und Gewalt des Augenblicks stand wieder mächtig vor meiner Seele, und ich gelobte die schönen, schweren Pflichten mit meinen besten Kräften treulich zu erfüllen.

Eltern, Verwandte, Freunde, alle drängten sich jetzt glückwünschend heran und begleiteten uns aus der Kirche. Es hatte indes zu regnen angefangen; der Weg über den Kirchhof war ganz schlüpfrig geworden; ein Windstoß riß mir den Kranz fast vom Kopfe, so daß ich ihn mit beiden Händen haltend, vom Sturme gejagt, zum Wagen laufen mußte. Viel schlimme Vorbedeutungen: — Regen im Brautkranz! — Der schlüpfrige Weg! — Der heulende Wind; und doch — O, ihr Abergläubischen! — Nach fünfzigjähriger Ehe rufe ich euch zu: Glaubt diesen Vorzeichen nicht, denn sie sind falsch!

